

Hermann Eberhardt

Elemente des (christlichen) Glaubens heute

Skript Mai 2021

Inhalt

Einstieg.....	1
Monotheistische Grundfassung	2
Vater Jesu Christi	4
Kompositorische Eigenheiten der Evangelien	5
Versionen der Gottes-Sohnschaft	8
Dogmatische Verflechtungen und Zwänge.....	10
Vergleich Islam	12
Orthodoxes Muster	13
Religion/Ethos/Kirche im Kontext der Polarität von Ich und Wir.....	15
Selbstbestimmung, Armutsideal und Sozialwesen	16
Selbständiges Ethos – Leitbild der Mündigkeit.....	19
Was sich insgesamt abzeichnet.....	21
Am anthropologischen Scheideweg	23
Folgerungen.....	26
Zum Heils-Symbol ‚Ewiges Leben‘	27
Zum Abschluss	32

EINSTIEG

Auf der Grundlage bewußteren historisch-kritischen Umgangs mit biblischen – ja überhaupt historischen – Texten ist mein Abstand zum mir überkommenen christlichen Glaubensbekenntnis deutlich gewachsen. Das kann aktuell nicht mehr einfach mein Bekenntnis sein, was die christlichen Altvorderen vorgeben. Längst selbst vom Lebensalter her auf Augenhöhe mit altvorderen theologischen „Vätern“ fügt sich mein Denken und Glauben nicht mehr einfach in deren Bahnen. Von Hause aus mag ich mich einerseits mit der Tradition identifizieren. Natürlich prägte sie mich und hinterließ ihre Spuren. Je deutlicher ich mir dessen bewußt wurde, nahm ich andererseits aber auch den Wandel der Zeiten wahr und die Herausforderung zu selbständiger Auseinandersetzung mit dem „Glaubensgut“. Inzwischen sehe ich Vieles, was auch im allgemeinen Bewußtsein mehr Platz haben sollte.

Es geht nicht mehr an, vom „Glauben“ her eigenständiges Denken zu verstellen. Ungereimtheiten und Widersprüche wollen offen benannt und durchleuchtet werden. Immer offenkundiger wird in unserer mobilen und digital vernetzten Welt zudem die Herausforderung zu global verträglicher Lebensgestaltung und

-bewältigung. Wie lange war Religion über die in ihrem Kontext vermittelten Wertsetzungen und Abhängigkeiten auch Herrschaftsmittel und generierte auf dem Gleis verengter Denkmuster schließlich eher feindselige Abgrenzung als verständigen/mündigen Dialog! Deute ich damit an, wie leicht die Grenzen zwischen Religion und Ideologie verschwimmen, kann das hinsichtlich der folgenden Ausführungen nur heißen, daß ich auch auf ideologische Fallen achten will, wenn ich nun daran gehe, überkommene Glaubensaussagen zu durchleuchten.

Nicht nur das Abwägen unterschiedlicher Aussagen etwa zum zentralen Glaubelement der Gottessohnschaft Jesu steht hier an. Bereits, wenn von „Gott“ die Rede ist, sind die Implikationen dieser Rede bzw. ihrer Fassung gefragt. Waches Bewußtsein kann z. B. nicht übersehen, daß unsere Sprache „Gott“ fraglos männliches Geschlecht zueignet. Schon wenn ich „Gott“ sage, bewege ich mich im Kontext eines paternalistisch geprägten Weltbildes. Wie viel Fragen stellen sich von daher schon in dem Augenblick ein, in dem nicht nur die Nachordnung der Frau gegenüber dem Mann, sondern überhaupt hierarchische Vorgaben der Glaubenstradition nicht mehr achtlos liegen bleiben können!

Von Hause aus spiegelt ein Glaubensbekenntnis nicht nur Weltanschauung, sondern auch Haltung und Verhalten im und gegenüber dem Leben und seinen Widerfahrnissen bis hin zum Tod. Leben rein bio- oder physiologisch betrachtet, gerät zur Nebensache angesichts des Lebensvollzugs in-Beziehung. Vollzug in-Beziehung generiert psychische Befindlichkeit begleitet von ethischem Bewußtsein, Erleben und Gestaltung von Beziehung betreffend. Im Glaubensbekenntnis schlägt sich letzteres in Bildern von Heil bzw. Unheil oder auch dem, was „die Seele“ nach dem Tod erwartet, nieder. Zumal wenn Leben leidvoll, defizitär oder unvollkommen erlebt wird und Unerledigtes belastet, liegt nahe, Ausgleich im Jenseits zu imaginieren. Auf jeden Fall vergegenwärtigen „Auferstehung“ und „Jüngstes Gericht“¹ sowohl Trost wie Drohung und begründen damit auf ihre Weise nicht nur die Ethik, sondern das ihr zugehörige System der Heilsvermittlung. Wie deutlich dieses System konkret dann auch mit sozialen Vorgaben korrespondiert, lehren Geistes- und Kirchengeschichte. Durchgehend zeigen die begleitenden anthropologischen Aussagen auch den jeweiligen Stand systemischer Reflexion an. Ich will im folgenden darlegen, was ich heute hier alles sehe.

MONOTHEISTISCHE GRUNDFASSUNG

So selbstredend wie ein Glaubensbekenntnis im spezifischen Sinn mit dem Bekenntnis des „Glaubens an Gott“ beginnt, so prägnant ordnet das Christliche Glaubensbekenntnis seinem GOTT Allmacht, Schöpfer- und Vater-Titel zu. Allmacht und Schöpfer-Titel bedingen einander und zeichnen GOTT als über Allem

1 Siehe dazu schon mein Skript vom Juni 2020 „Die Rede von der „Auferstehung“ mit Abstand betrachtet“.

stehendes ‚Höchstes Wesen‘ oder auch ‚prima causa‘ bzw. Urheber des Lebens. Steht Rede von GOTT für Religion, dann begegnet Religion hier unabdingbar in „monotheistischem“ Gewand. Die Jüdische Religion zeichnet hier im Alten Testament schon vieles vor. Christen ist bei der Rede von GOTT-„Vater“ nicht nur paternale Hierarchie gegenwärtig, sondern auch die ihnen eigene Fassung der Begegnung Gottes in seinem „Sohn“ Jesus Christus, der dann der „zweite Artikel“ ihres Glaubensbekenntnisses gewidmet ist. Doch bleiben wir erst einmal bei den Implikationen des „ersten Artikels“ und dem, was den Christen aus der „Heiligen Schrift“ vom AT her überkommt.

Hebräischer Brauch ersetzt den Gottesnamen „Jahwe“ [‚JHWH‘] bei der Schriftlesung ehrfürchtig durch ‚adonai‘, was mit „mein HERR“ wiederzugeben ist. Daß unsere Sprache neben dem „Herrn“ auch die „Herrin“ kennt, um Herrschafts- bzw. Untergebenheitsverhältnisse auszudrücken, bringt jedoch keineswegs mit sich, statt von dem HERRGOTT auch vom HERRINGOTT oder der HERRGÖTTIN zu sprechen.

Die alttestamentliche Verknüpfung des besonderen Gottesnamens mit „mein HERR“ vergegenwärtigt Selbstzuordnung zu (diesem namentlich benannten) Gott in untergebener Beziehung. Ps 68,21 bekundet²: „Wir haben einen Gott [‚el‘], der da hilft, und den HERRN [‚JHWH‘], einen Herrn [‚adonai‘], der vom Tode errettet.“ Daß Menschen/Völker auch andere Götter [‚elim‘; ‚elohim‘] „haben“ können, klingt hier selbstredend an. Phänomenologisch kann man Religionen bzw. deren Gottesbilder vergleichen, wie man Herrschaftssysteme vergleichen kann. Doch mit der Aussage von Ps 68,21 ist der Stand extern wägenden Vergleichens längst verlassen. Die Zuordnung zu JHWH als „mein“ HERRGOTT schließt (vgl. das erste Dekaloggebot 2.Mose 20,2) natürlich Nebenbeziehungen zu oder gar Abhängigkeiten von „anderen“ ‚elohim‘ aus. Gottesvorstellungen etwa weiblicher Gestalt bleiben dabei nicht von ungefähr schon sprachlich außen vor. Was aber das dritte Jesaja-Buch in seinem Schlußkapitel (Jes 66,13a) mit der Gottesaussage: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“ nicht daran hindert, seinem im Himmel thronenden JHWH auch spezifisch Mütterliches zuzueignen.³

Damit, daß „die Bibel“ GOTT maskulin faßt, geht sie vor allem weiblich-maternal besetzten Gottesvorstellungen (mit den diesen anhängenden Fruchtbarkeits-Kulten) aus dem Wege. So deutlich sich damit einerseits die „persönliche“ Anrede Gottes als „Vater im Himmel“ anbietet, so wenig erscheint andererseits – wie die textlich späte Rede vom „wie eine Mutter tröstenden“ Gott zeigt – Gott auf typisch männliche Eigenschaften eingeschränkt.

2 Wenn nicht ausdrücklich anders vermerkt, zitiere ich Bibeltexte nach der Luther-Bibel jüngster Version von 2017. Hervorhebungen von Worten durch Sperrung stammen von mir.

3 Nach Ps 131 kommt demütige stille Geborgenheit in JHWH der Geborgenheit „wie ein kleines Kind bei seiner Mutter“ gleich.

Der Weg der GOTT-Vorstellungen von den Vielen zum Einen, von der Vielgötterei zur monotheistischen Religion, für die „andere Götter“ nur „Götzen“ sein können, führt konsequent nicht nur über typische Genderzuweisungen hinaus, sondern überholt auch exklusiv profilierte Religionssysteme mit jeweils eigenem „alleinigen“ GOTT, die dann nicht nur mit- oder gegeneinander konkurrieren, sondern sich gar bekriegen.

Gottes-Deutungen mögen jeweils miteinander rivalisieren. Auf der Spur konsequent monotheistischer Logik kann GOTT „am Anfang“ oder „letzten Endes“ nur in – „A und Ω“ umfassend – einzigartiger Gestalt begegnen. Spätestens auf Gottes „Wesen“ abzielende oder auch onto-logisch figurierte Gottesvorstellungen fassen GOTT absolut einzigartig. Wie denn auch sein „Himmel“ einzigartig sein muß, so unterschiedlich die sogenannten monotheistischen Hochreligionen das auch ausmalen mögen. Eindeutig begegnen Aussagen des zweiten Jesaja-Buches in diesem Sinne, wenn Jes 45,5 verkündet: „Ich bin der HERR [JHWH], und sonst keiner mehr, kein Gott [elohim] ist außer mir.“⁴

Dem erfahrbarem Sein vorgeordneten einzigartigen GOTT entspricht sein Ansehen als ALLMÄCHTIGER und SCHÖPFER. Als solcher ruft er alles Sein ins (Vorhanden)Sein. Von daher kommt ihm der Status des HERRN zu. Biblische Überlieferung bringt daneben – die Beziehungsperspektive erweiternd – den Titel VATER ein. Aus dem Munde Moses' an die Adresse des Gottesvolks der Israeliten lese ich 5.Mose 32,6 (Übersetzung von Gerhard v. Rad, ATD): „Durfet ihr Jahwe [JHWH'] so vergelten, törichtes und unweises Volk? Ist er nicht dein Vater [abicha']⁵, dein Schöpfer [kanächa'], er hat dich gemacht und zubereitet.“⁶

VATER JESU CHRISTI

Über die Evangelien von Jesus im Neuen Testament wird die Anrede Gottes als „himmlischer Vater“ oder „Vater im Himmel“ geradezu zum Markenzeichen christlicher Sicht GOTTES. „Unser Vater im Himmel!“ beginnt im Matthäusevangelium (6,9ff.) das aus Jesu Mund (vgl. Lk11,2ff.) überlieferte (lebendige Gottesbeziehung vergegenwärtigende) Grundgebet zu GOTT.⁷ Nach Mt 23,9 erscheint für Jesus die „Vater“-Anrede an GOTT gar dergestalt gewichtig und bezeichnend,

4 Vgl. Jes 45,22 (in der Übersetzung von Claus Westermann, ATD): „Wendet euch zu mir und laßt euch helfen, alle Enden der Erde! Denn ich bin Gott [el'], und keiner sonst.“

5 Das Hebräische Wort ‚ab' (aramäisch: ‚abba') für ‚Vater‘ schließt nach ‚Gesenius' Handwörterbuch über das Alte Testament“ die Bedeutungen ‚Vorfahre; Stammvater; Urheber; Wohltäter; Versorger; Lehrer; Ratgeber; Gott ... Schöpfer, höchste Autorität“ in sich ein.

6 Ps 68,6 preist JHWH als ‚Vater der Waisen und ein Helfer der Witwen“. Im apokryphen Weisheitsbuch Jesus Sirach 23,4 erscheinen als Gebetsanrede ‚Herr, Vater und Gott meines Lebens“ nebeneinander.

7 Das zum Jüdischen Gottesdienst gehörige ‚Achtzehn(Bitten)Gebet“ repräsentiert Gebetstradition, die Jesus natürlich gegenwärtig war. Die Gottes-Anrede ‚unser Vater“ erscheint dort in der 4. Bitte um rechte Gottes-Erkenntnis, Einsicht und Klugheit und in der 6. Bitte um Gottes Vergebung.

daß er den ehrenvollen „Vater“-Titel allein dem „Vater im Himmel“ vorbehalten wissen will.⁸

Jesu originales Aramäisch schlägt durch, wenn er, nach Mk 14,36, in seinem Gethsemane-Gebet Gott-Vater mit ‚Abba‘ anredet. Im Text erscheint daneben gleich die Übersetzung [‚ho patèr‘]. Im Gebet ist Jesus allein. Es gibt mithin auch keine Zeugen. Doch mündliche Überlieferung von Jesus transportiert längst seine ‚abba‘-Anrede Gottes. Die ist dann offenkundig schon dem Apostel Paulus gegenwärtig, wenn er im Galater- wie im Römerbrief die in Christus erlangte neue Gottesbeziehung der „Kindschaft“ mit der originalen Gottes-Anrede Jesu verbindet. „Ihr habt“, schreibt er⁹ 8,15 an die Römer, „nicht einen Geist der Knechtschaft empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsset; sondern ihr habt einen Geist der Kindschaft empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater!“ Und an die Galater schreibt er 4,6: „Weil ihr nun Kinder seid, hat Gott den Geist seines Sohnes gesandt in unsre Herzen, der da ruft: Abba, lieber Vater!“ Um den Überschritt von der alten „Knechtschaft“ mit der ihr eigenen „Furcht“ zur neuen freien Gottes-„Kindschaft“ in Christus auch emotional zu kennzeichnen, fügt Paulus der Vater-Anrede das qualifizierende „lieb“ hinzu – und fundiert damit die kindhafte Rede vom „Lieben Gott“.

Wenige Evangelien-Geschichten sind allgemein so bekannt, wie die sog. Weihnachtsgeschichte von der Geburt Jesu in Bethlehem, in der der Evangelist Lukas Jesu Kommen in die Welt historisch einordnet. Mit dem lukanischen Geburtsdatum Jesu von Nazareth beginnt für die Christen eine neue Zählung der Weltzeit und setzt sich schließlich allgemein im Weltkalender durch. Deutlich dient das dem allgemeinen Überlieferungsgut der synoptischen Evangelien (mit deren Geschichten vom erwachsenen Jesus) vorangestellten Sondergut des Lukas (Kap 1-2) der Einstimmung seiner Leser und endet nicht von ungefähr mit der Erzählung vom „zwölfjährigen Jesus im Tempel“. Daß er nicht mit seinen Eltern vom Passafest in Jerusalem wieder nach Nazareth zurückkehrte, sondern im jerusalemer Tempel blieb, begründet der Zwölfjährige gegenüber seinen Eltern mit den Worten (Lk 2,49): „Wusstet ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?“ Der Teenager Jesus kehrt dann gehorsam mit seinen Eltern nach Nazareth zurück.

KOMPOSITORISCHE EIGENHEITEN DER EVANGELIEN

Mit dem Rückgriff auf sogenanntes Sondergut des Lukas-Evangeliums begegnen bereits biblische Aussagen, die nicht von ungefähr kompositorischen Absich-

8 „Und ihr sollt niemand euren Vater nennen auf Erden; denn einer ist euer Vater: der im Himmel.“

9 In der Luther-Bibel kongenial übersetzt! Die Zürcher und die Einheitsübersetzung belassen es bei „Abba“, ohne das kindlich Zugetane darin kenntlich zu machen.

ten ihres Verfassers folgen. Wie unterschiedlich die Evangelisten jeweils ihr Evangelium abfassen, bzw. wie unterschiedlich sie da und dort die ihnen überkommene Tradition aufbereiten, bekundet mit der jeweiligen Eigenart nicht nur besondere theologische Intentionen, sondern auch, daß sie Freiräume der Auffassung wahrnehmen, die sich nur dort erschließen, wo auch die Augen ihrer Leser dafür offen sind.

Einen Sakralbau als „Gotteshaus“ zu bezeichnen, bietet unsere Sprache selbstverständlich an. In der neutestamentlichen Erzählung von Jesu Aktion der „Tempelreinigung“ begründet Jesus bei Mk (11,17), Mt (21,13) und Lk (19,46) sein Handeln mit einem Gotteswort-Zitatmix aus Jes 56,7 und Jer 7,11.¹⁰ Im Johannesevangelium erscheint die Erzählung von Jesu „Eifer“ um die Heiligkeit des Ortes bezeichnenderweise bereits im 2. Kapitel (Joh 2,13-17); und Jesus braucht hier kein Zitat. Er sagt schlicht aus eigener Autorität heraus zu den Opfertaubenverkäufern: „Tragt das weg und macht nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus!“

Mit dem synoptischen Überlieferungsgut von Jesus bereits vertraut, leitet der letzte Evangelist Johannes sein Evangelium mit einer Vorrede ein, die theologisch bis zum „Anfang ... bei Gott“ zurückgreift. Dabei weist der Evangelist Johannes dem als „Fleisch“ gewordenen „Wort“ [logos] und „eingeborenen Sohn[es] vom Vater“ bezeichneten Jesus die Mission zu, denen, die ihn als solchen annehmen, die „Macht [zu geben], Gottes Kinder zu werden“ bzw. „von Gott geboren“ zu sein (Joh 1,1-14). Im Folgenden bindet der Evangelist Johannes, Johannes den Täufer in sein Zeugnis ein und führt damit seine Leser bis zu historischer Kunde von Jesus als dem „Christus“ (1,15-28).

Das älteste Evangelium des Markus nimmt seinen „Anfang“ bei der biblischen Autorisierung Johannes' des Täufers und dessen „Messiaspredigt“¹¹ (Mk 1,1-8), der alsbald die Erzählung von der Taufe Jesu folgt. Markus (1,9-11) braucht dafür nur 3, Lukas (3,21f.) gar nur 2 Verse. Matthäus (3,13-17) schiebt in seinen 5 Versen der Taufhandlung einen Jesu Gehorsam bekundenden Disput Johannes-Jesus voraus. Bei allen dreien mündet die Szene in die offenbarende himmlische „Stimme“: „Du bist/Dies ist mein geliebter Sohn ...“, während eine Tauben-Gestalt die Gegenwart des „heiligen Geistes“ Gottes vor Augen bringt. Die Gottesstimme spricht dann noch vom „Wohlgefallen“ an diesem Sohn, und Kenner der Psalmen mögen hier obendrein an Vers 7 des Königs- bzw. Thronbestei-

¹⁰ Am ausführlichsten Mk 11,17: „Und er lehrte und sprach zu ihnen: Steht nicht geschrieben: ‚Mein Haus wird ein Bethaus heißen für alle Völker?‘ Ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht.“

¹¹ So die Überschrift in der Zürcher Übersetzung. Das bezeichnende Demotiv vom Schuhdienst, begegnet in allen vier Evangelien!

gungs-Palms 2 denken¹². Auf jeden Fall stellt die Szene Jesus über eine adoptianische Formel als „Sohn Gottes“ vor. Der Evangelist Markus kann damit in nur 11 Versen ins Evangelium „von Jesus Christus, dem Sohn Gottes“ hineinführen. Mathäus braucht 2 Kapitel, ehe er zu Johannes dem Täufer kommt – mit dem Stammbaum Jesu bei Abraham beginnend und bei Josef endend. Von Lukas' Vorgeschichten war teilweise schon die Rede. Auch Lukas bringt Jesu „Stammbaum“. Jedoch nicht in seinen Vorgeschichten, sondern, indem er nach Berichterstattemanier direkt im Anschluß an die Taufszene (Lk 2,23-38) Jesu Alter zu diesem Zeitpunkt (um die 30) nennt und dann seine Vorfahren aufzählt (von seinem historischen Vater Josef zurück bis zu Adam!)

Im Gegensatz zu den Evangelien der Synoptiker, begegnet das Geschehen der Taufe Jesu bei Johannes (Joh 1,29-34) nicht einfach szenisch, sondern zeugnishaft aus dem Munde Johannes' des Täufers. „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!“ läßt der Evangelist (V. 29) den Täufer sagen, als dieser Jesus auf sich zukommen sieht, und des Täufers Rückschau auf Jesu Taufe endet mit dem Satz: „Und ich habe es gesehen und bezeugt: Dieser ist Gottes Sohn.“ Erst ab 1,35 (bis Kapitelende) beginnt der Evangelist direkt von Jesus zu erzählen. Hier erfahren die Leser erst einmal, wie sich – auf des Täufers erneute Bezeichnung des vorbeikommenden Jesus als „Gottes Lamm“ hin – Jesu Jünger nach dem Muster „Komm und sieh“ um den „Meister“ („Rabbi“ – V. 38)), den „Messias“ („Christus“ – V. 41), den „Sohn Gottes“ und „König von Israel“ (V. 49) sammeln. Mit dem ersten für den johanneischen Jesus typischen doppelten ‚amen‘-Wort (V. 51) an seine Jünger endet Joh 1. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren über dem Menschensohn [hyios tou anthroopou].“

Von den ersten drei Evangelien her ist „der Menschensohn“ als Selbstbezeichnung Jesu vertraut. Laufend identifiziert Jesus sich hier mit dem „Menschensohn“. Im Kanon des Alten Testaments begegnet der „Menschensohn“, genauer: „einer ... wie eines Menschen Sohn“, nur einmal in der Endzeitvision des Propheten Daniel (Dan 7,13f.). Der „Menschensohn“ kommt „mit den Wolken des Himmels ... Seine Macht ist ewig und vergeht nicht, und sein Reich hat kein Ende.“ Mit dem „Menschensohn“ ist das Eschaton gegenwärtig. Joh 1 beginnt mit dem „Anfang ... bei Gott“ und endet bei der das Neue Testament prägenden Endzeitgestalt des „Menschensohns“. Umfassender kann man nicht vorstellen, worum es im Evangelium von Jesus Christus geht.

Durchkomponiert, wie das Johannesevangelium ist, beginnt dann Joh 2 wohl nicht von ungefähr mit dem Weinwunder Jesu bei der „Hochzeit zu Kana“ (V. 1-

12 „Kundtun will ich die Setzung Jahwes: Er sprach zu mir: ‚Mein Sohn bist du, ich selbst habe dich heute gezeugt!‘ – Übersetzung nach dem Psalmenkommentar von Hans-Joachim Kraus (Biblischer Kommentar Altes Testament).

12). An diesem Jesus kann man sich herrlich freuen, der seine Macht gar aushilfsweise auch zum ungetrübten Gelingen eines Hochzeitsfestes nutzen mag – und den Dionysos der Griechen damit offensichtlich überragt. Nicht minder bezeichnend läßt Johannes alsbald die Geschichte von Jesu „Tempelreinigung“ samt ihren Nachwirkungen (V. 13ff.) folgen, welche die Synoptiker (s. o.) erst viel später bringen. Rechtgläubige Juden müssen Jesu „Eifern“ um das „Haus seines Vaters“ und sein dahinter stehendes Selbstverständnis skandalös finden. Das „,skandalon‘ des Kreuzes“¹³ erscheint vorprogrammiert – und wird in der anschließenden (heimlichen) Begegnung zwischen Jesus und Nikodemus (3,1-21) umfassend erklärt/aufgeschlüsselt.

VERSIONEN DER GOTTES-SOHNSCHAFT

Mit „einer ... wie eines Menschen Sohn“ sagt Dan 7,13 zunächst nur, daß die (messianische) Endzeitgestalt seiner Vision wie ein jüngerer Mann ausgesehen habe. Die neutestamentliche Selbstbezeichnung Jesu als „Menschensohn“ transportiert vor diesem Hintergrund neben „Mensch wie Du und Ich“, auch seine einzigartige Gottesbeziehung bis hinein in seine endzeitliche „himmlische“ Position und etabliert die Gleichung Jesus=Christus=eingeborener Sohn Gottes=,kyrios‘ =Heiland und Weltenrichter.

Natürlich hat schon die neutestamentlichen Autoren beschäftigt, wie ihren Lesern die „Gottessohnschaft“ Jesu nahezubringen ist. Paulus unterscheidet im Eingang seines Römerbriefs (Röm 1,1-4) Sohnschaft „nach dem Fleisch“ und „nach dem Geist“. Leiblich ist Jesus ein Nachkomme bzw. „Sohn Davids“¹⁴, aus dessen Geschlecht nach Prophetenwort der Messias kommen soll.¹⁵ Geistlich bestätigt Jesu Gottessohnschaft für Paulus nicht etwa, was von Jesu Taufe überliefert wird, sondern Jesu Auferstehung, ist Paulus doch selbst dem Auferstandenen begegnet.

Von der von allen vier Evangelisten überlieferten Taufszene war schon die Rede. Dem Evangelisten Markus reichen Bild und Ton der Szene, um in Jesus „Gottes Sohn“ zu sehen. Mt und Lk bringen obendrein den Stammbaum Jesu und belegen damit Gottessohnschaft über „Davids Sohn“. Schaut man genauer hin, bleibt dabei freilich die Tür zu direkter (gleichsam leiblicher) Beteiligung des Geistes Gottes über die Jungfräulichkeit Mariens offen. Beide erzählen dazu jeweils Ihre Geschichte von der Ankündigung der Geburt Jesu durch Gottes Engel. Bei Lukas (1,26-38) erscheint der Verkündigungengel Gabriel bei der ausdrücklichen „Jungfrau“ („parthénos“) genannten und dem Josef „vom Hause David“ verlobten Maria und kündigt der, die doch „von keinem Manne weiß“, an: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich

13 Nach Paulus (Gal 5,11) ist es Kennzeichen der Christlichen Botschaft.

14 Bei Markus, Matthäus und Lukas als Christologischer Hoheitstitel Jesu in Gebrauch.

15 Vgl. die Bethlehemverheißung Mi 5,1.

überschatten; darum wird auch das Heilige, das geboren wird, Gottes Sohn genannt werden.“ Bei Matthäus (Mt 1,18-25) erscheint „ein Engel“ dem Josef im Traum. Josef hatte wahrgenommen, „dass“ seine Verlobte Maria „ehe sie zusammenkamen ... schwanger war“ und gedachte daraufhin, „fromm und gerecht“ wie er war, „sie heimlich zu verlassen.“ Das Engelswort im Traum bringt ihn davon ab: „Josef, du Sohn Davids“, sagt der Engel (V. 20f.), „fürchte dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen; denn was sie empfangen hat, das ist von dem Heiligen Geist. Und sie wird einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk retten von ihren Sünden.“ Typisch für den Evangelisten Matthäus folgen im Engelswort noch 2 Verse sogenannten Schriftbeweises: „Das ist aber alles geschehen“, erklärt der Engel weiter, „auf dass erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht (Jesaja 7,14): „Siehe, eine Jungfrau [,parthénos'] wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden ihm den Namen Immanuel geben, das heißt übersetzt: ‚Gott mit uns‘.“¹⁶

War für Paulus Jesus „Davids Sohn“ „nach dem Fleisch“, Josef mithin fraglos Jesu leiblicher Vater, unterläuft Matthäus konsequent die „fleischliche“ Linie David-Jesu zu Gunsten des Mythologoumenons von der jungfräulichen Mutter Maria. Nicht von ungefähr endet bei Matthäus die bei Abraham beginnende und über David führende Linie der Vorfäter Jesu nicht einfach bei Josef. Da heißt es am Ende vielmehr (1,16): „Jakob zeugte Josef, den Mann Marias, von der geboren ist Jesus, der da heißt Christus.“¹⁷ Daß dies richtig verstanden wird, dafür sorgt dann auch der Satz, mit dem Matthäus den folgenden Abschnitt zur „Geburt Jesu“ (1,18-25) beschließt. Josef erwacht vom eben geschilderten Engelstraum, folgt dessen Geheiß und trennt sich nicht von Maria, sondern „nahm seine Frau zu sich. Und er erkannte sie nicht, bis sie einen Sohn gebar; und er gab ihm den Namen Jesus.“

Kann man bei diesem Textbefund die Wegscheide übersehen, an die die Christo-Logie zwangsläufig gerät?! Entweder Davids-Sohn (leibliche Vaterschaft Josefs) oder Jungfrau-Kind! Was christliche Mario-Logie vom Topos Jungfrau-Kind her auch immer dogmatisch und liturgisch hervorbrachte, widerspricht von Hause aus dem Apostel Paulus und seiner (alttestamentlich geprägten) Autorisierung Jesu Christi als „Davids Sohn“. Doch das Christentum konnte damit offen-

16 Hätte der hebräische Urtext gezielt von einer „Jungfrau“ gesprochen, hätte dort von einer ‚betula‘ die Rede sein müssen. Doch Jes 7,14 gebraucht das Wort ‚alma‘, was schlicht mit ‚(heiratsfähigem) Mädchen (das noch nicht geboren hat)‘ zu übersetzen wäre. Die alte Übersetzungstradition von Jes 7,14 bringt jedoch in der Septuaginta ‚parthénos‘ und in der Vulgata (Übertragung der Septuaginta ins Lateinische) ‚virgo‘ – was altgriechische Konnotationen von göttlicher Urheber-schaft einer jungfräulichen Geburt einbringt.

17 So die Luther-Bibel. Anders hier die Zürcher Bibelübersetzung: „...den Mann der Maria, aus der Jesus gezeugt wurde, der der Christus genannt wird.“

sichtlich ohne eine Revision des neutestamentlichen Kanons leben. Man schlug sich jeweils unterschiedenen „Konfessionen“ zu und ließ biblische Widersprüche dabei links liegen.

Kaum bestreitbar erleichtert die mariologisch schlüssige Rede von Maria als „Mutter Gottes“ oder gar „Gottesgebäerin“¹⁸ auch den Einzug von Mütterlichkeit in die christliche Religion. Auf der anderen Seite stellen sich mit dem Einzug spezieller physio-logischer Vorgegebenheiten der Geburt des Gottessohnes Jesus durch seine Mutter Maria unvermeidlich auch die dogmatischen Probleme der sogenannten Zwei-Naturen-Lehre ein. Wo die Aussage von der Gottessohnschaft Jesu Christi ausdrücklich an das physische Kriterium der Jungfräulichkeit seiner Mutter gebunden wird, ändert sich auch deren kategoriales Umfeld. Statt einer Beziehungsaussage begegnet nun eine onto-logische Aussage. Und wer dieser angemessen nachsinnt, muß dann auch onto-logisch klären, wie jeweils „vollkommene“ göttliche und menschliche „Natur“ in Christus zueinander stehen. Die alte Kirche hat sich hier nach längeren Streitigkeiten schließlich im Jahr 451 auf dem 4. Ökumenischen Konzil zu Chalcedon auf die dialektische Formel „unvermischt und zugleich ungetrennt“ festgelegt.

DOGMATISCHE VERFLECHTUNGEN UND ZWÄNGE

Schon den Weg der abendländischen Regionalkirchen zur römischen Reichskirche über ihre ersten beiden Ökumenischen Konzilien von Nizäa (im Jahr 325) und Konstantinopel (im Jahr 381) kennzeichnen dogmatische Streitigkeiten auf dem Grunde ontologischer Sicht. Das sogenannte Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel von 381, das bis heute konfessionsübergreifend in liturgischem Gebrauch ist (s. EG Nr. 854), erscheint schließlich nicht von ungefähr in 3 Artikel, d. h. „trinitarisch“, gegliedert und weist den Begegnungsgestalten des „einen“ GOTTES im „Vater“, im „Sohn“ und im „Heiligen Geist“ jeweils eigene Wirkungen zu. Nur demjenigen, der genauer hinschaut, dürfte beim „3. Artikel“ auffallen, daß seine letzten 4 Zeilen (Kirche, Taufe, Auferstehung und Leben danach betreffend) auch eigene Artikel bilden könnten.

Alle drei Artikel bedienen ontologische Sicht. Gott-Vater: als Urheber der sichtbaren und der unsichtbaren Welt. Gott-Sohn: „eines Wesens mit dem Vater“, (leibhafter) Mensch geworden „durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria“. Gott-Heiliger Geist: „aus dem Vater und dem Sohn“ hervorgehend und gleicherweise wie sie „verherrlicht“. Unvermeidlich begleitet diese Sicht die sogenannte Trinitätslehre von der Dreieinigkeit bzw. Dreifaltigkeit Gottes.

Ausladend, wie das erste ökumenische Glaubensbekenntnis aus dem Jahr 381 ist, tritt im 5. Jahrhundert mit dem sogenannten „Symbolum Apostolicum“ –

¹⁸ Titel Marias – seit dem Ökumenischen Konzil von Ephesus im Jahr 431 verwendet, um die Lehre von der Einheit der göttlichen und der menschlichen „Natur“ in Christus zu untermauern.

gleichsam für den Normalgebrauch – eine schlankere Fassung (s. EG Nr. 853) an seine Seite, die dann auch in den Katechismen „Evangelischer“ Konfession erscheint und erläutert wird. Natürlich betont dessen 2. Artikel wie gehabt Christi Geburt aus der Jungfrau. Im 3. Artikel fehlen dann freilich weitergehende Ausführungen zur Gestalt des Heiligen Geistes.

Daß den Kirchen der Reformation darüber das Trinitäts-Dogma nicht abhandeln kommt, bekunden z. B. die im „Konkordienbuch“ von 1580 versammelten „Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirchen“. Hier erscheint neben dem „Symbolum Apostolicum“ und dem „Symbolum Nicaenum“ als „dritte[s] Bekenntnis“ auch das „Symbolum Athanasii“. Daß Bischof Athanasius von Alexandria¹⁹ der Autor des unter seinem Namen laufenden Textes sein könnte, schließt die historische Forschung aus. Der originale Athanasius schrieb Griechisch. Das „Athanasianum“ existiert original nur auf Latein und stammt frühestens aus dem 7. Jahrhundert. Aber Athanasius steht nun mal für Rechtgläubigkeit. Und das – ich zitiere die Bekenntnisschriften – „Symbolum heißt Sancti Athanasii, welches er gemacht hat wider die Ketzler, Ariani genannt“.

In 40 Strophen begegnet hier ein Text, der eindeutig rechtgläubiger Trinitäts- und Zwei-Naturen-Lehre gewidmet ist und sich keinem gängigen liturgischen Gebrauch fügt. Strophen 3-26 entfalten minutiös die Trinitätslehre und schließen mit dem Satz (26): „Wer nu will selig werden, der muß also von den drei Personen in Gott halten“. Strophen 27-35 führen die Zwei-Naturen-Lehre aus mit dem Fazit (34f.): „Ja einer ist er, nicht daß die zwo Natur vermenget sind, sondern daß er ein einige Person ist. Denn gleichwie Leib und Seel ein Mensch ist, so ist Gott und Mensch ein Christus.“ Christi Passion, Höllenfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkunft nehmen die Strophen 36f. ein. Allgemeine Auferstehung und Jüngstes Gericht behandeln Str. 38f. nach dem Bild vom Weltenrichter in Mt 25 ab. Str. 40 faßt, die Einleitung Str. 1-2²⁰ bestätigend, zusammen: „Das ist der rechte christliche Glaube; wer denselben nicht fest und treulich gleubt, der kann nicht selig werden.“ So drohen mir denn Verlust der Seligkeit und ewige Verlorenheit, wenn ich nicht glaube, daß „Gott in drei [gleich ewigen und gleich großen] Personen geehret werde“ (Str. 24f.)!

Wie weit geht hier die Theo-Logie um ontologischer Fassung Gottes willen über die originalen „Bedingungen der Möglichkeit“ lebendiger Gottesbeziehung hinaus! Ob ich mich im Gebet an die „Person“ des „Heiligen Geistes“ oder an Jungfrau Maria als „Heilige Mutter Gottes“ wende, ist – pointiert gesagt –,egal“,

19 Er lebte 295-373 und hat in der Kirchengeschichte seinen Platz als Vorkämpfer der Zwei-Naturen-Lehre. Entsprechend erscheint in den Bekenntnisschriften unter der Überschrift auch der Zusatz „contra Arianos scriptum“.

20 „Wer da will selig werden, der muß für allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben. Wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel ewiglich verloren sein.“

erscheint in der „Gottesgebärerin“ doch Gott onto-logisch ebenso gegenwärtig wie im „HERRN Christus“.

VERGLEICH ISLAM

Mit Argumenten der Alltagslogik setzt sich der im 7. Jh. entstandene Monotheismus des Islam aus seiner Ontologie heraus von der Trinitätslehre der Christen ab. ALLAH hat 99 sein Wesen beschreibende heilige Namen. Doch einzigartig und allmächtig wie er ist, können ihm natürlich nicht zwei gleichgewichtige Gott-Personen – geschweige denn auch noch Maria – „beigesellt“ werden.²¹ Er hätte dann ja zwei weitere „Teilhaber“ an seiner Macht. „(Er ist) der Schöpfer von Himmel und Erde. Wie soll er zu Kindern kommen, wo er doch keine Gefährtin hatte (die sie ihm hätte zur Welt bringen können) und (von sich aus) alles geschaffen hat (was in der Welt ist)?“ fragt Sure 6,101 rhetorisch. So wenig der alleinige Gott zu einem Gott-Sohn (vgl. ‚Symbolum Nicaenum‘: ‚wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt ...‘) kommen kann, so wenig kann „Allmacht“ Teilhaber haben.²²

Konsequenter Monotheismus, wie wir ihn im Islam vor uns haben, muß von seiner fraglos ontologischen Position aus „trinitarische“ Gottes-Aussagen bestreiten. Erst, wo man sich darauf verständigen kann, daß (religiöse) Glaubensaussagen unweigerlich symbolischer Art sind, d. h. ihre Begriffe von Hause aus nicht so hoch oder tief reichen können, daß man mit ihnen gleichsam „Gegenstehendes an und für sich“ erfaßt hätte, wird ein Gespräch/Austausch jenseits konfessionellen Widerstreits möglich. Für Christen bedeutet das – nicht nur im Gespräch mit Muslimen – daß sie die dogmatische Sackgasse erkennen, in die ihre Theologie hineinführt, sobald sie sich in ontologische Folgerungen verliert. Ich kann zwischen Gott-Vater, Gott-Sohn und Heiligem Geist als Begegnungsgestalten GOTTES unterscheiden. Die Unterscheidung bleibt symbolisch, wenn die „Gestalt“ nicht über ihren jeweiligen Erlebnishorizont hinausgreift. „Sohn“ transportiert nächste Verbundenheit, „Heiliger Geist“ entsprechende Begeisterung von und für. Die 99 Namen ALLAS umreißen vielgestaltige Verehrung aus dem Abstand des Geschöpfes heraus. ALLAH „Vater“ zu nennen, kommt ontologisch nicht in Frage – womit denn auch kindhafte Nähe zu ALLAH ausgeschlossen ist.

21 Siehe Sure 5,72f.: „Ungläubig sind diejenigen, die sagen: ‚Gott ist Christus, der Sohn der Maria.‘ Christus hat (ja selber) gesagt: ‚Ihr Kinder Israels! Dienet Gott, meinem und eurem Herrn!‘ Wer (dem einen) Gott (andere Götter) beigesellt, dem hat Gott (von vornherein) den Eingang in das Paradies versagt ... Ungläubig sind diejenigen, die sagen: ‚Gott ist einer von dreien.‘ Es gibt keinen Gott außer einem einzigen Gott.“ - Ich zitiere den Koran nach der Übersetzung von Rudi Paret, Kohlhammer, Digitale Bibliothek 46, Berlin 2001.

22 Sure 6,162f.: „Sag: Mein Gebet und meine Opferung (oder: mein Ritual), mein Leben und mein Tod gehören Gott, dem Herrn der Menschen in aller Welt. Er hat keinen Teilhaber (an der Herrschaft).“

Der Islam kennt keinen „LIEBEN GOTT“, der seine Barmherzigkeit gar gegenüber „Ungläubigen“ walten lassen würde.

ORTHODOXES MUSTER

Daß GOTT sich letztendlich, will sagen: am ‚Jüngsten Tag‘ bzw. im ‚Jüngsten Gericht‘ „aller erbarme“, ist eine Glaubensaussage des Apostels Paulus (Röm 11,32), die orthodoxen Vorstellungen von der richterlichen Scheidung der Guten von den Bösen im Jüngsten Gericht nach christlichem wie islamischem Glauben widerspricht. Lediglich jeweils rechter (orthodoxer) Glaube kann sich hier der Sünden vergebenden Barmherzigkeit Gottes versichern und sieht sich dann auf der Seite der „Seligen“ im „Ewigen Leben“. Auf die („Ketzer“ bzw.) Ungläubigen warten dagegen Verdammnis und Hölle. Im Kontext seines konsequenten Erwählungsglaubens antwortet der („reformierte“) Heidelberger Katechismus von 1563²³ auf Frage 52 „Welchen Trost gibt Dir die Wiederkunft Christi, zu richten die Lebendigen und die Toten?: In aller Trübsal und Verfolgung erwarte ich mit erhobenem Haupt aus dem Himmel ebenden Richter, der sich zuvor für mich dem Gericht Gottes gestellt und alle Verdammnis von mir genommen hat. Er wird alle seine und meine Feinde in die ewige Verdammnis werfen, mich aber mit allen Auserwählten zu sich in die himmlische Freude und Herrlichkeit nehmen.“

Orthodoxe Ausprägung von Religion unterliegt, hier kaum übersehbar, dem den Freund vom Feind scheidenden Entweder-Oder-Muster. Wo man sich unter festgelegten religiösen Vorstellungen wie unter einer Flagge zusammenschließt, läuft nicht nur profilierende Abgrenzung gegenüber Andersdenkenden. Die Gegner werden unesehen zu Feinden, die zu bekämpfen/überwinden oder gar zu bekriegen/vernichten der Glaube gebieten kann.²⁴

Religion formiert Weltanschauung. Weltanschauung formiert das Staats- bzw. Gemeinwesen.²⁵ Der Römische Kaiser Konstantin nahm die Kräfte religiöser

23 In seiner „Für den Jugendunterricht in evangelischen Gemeinden vereinfachten Ausgabe“ des Neukirchener Verlags, 3. Auflage 1964. In meinem aktuellen Evangelischen Gesangbuch (EG) erscheint im Anhang nach Luthers „Kleinem Katechismus“ auch ein „Auszug“ des „Heidelberger“, der, wie das Vorwort sagt, „weltweit in den reformierten Kirchen und Gemeinden in Geltung“ sei. Daß in diesem „Auszug“ Frage 52 nicht abgedruckt erscheint, geschah „aus Platzgründen“, lese ich.

24 Siehe mein Skript vom Okt. 2020 „Überholte Kriegsrhetorik“.

25 Nach dem Koran lassen sich rechte Gläubige bei der Wahl ihrer Freunde nicht einmal von verwandtschaftlicher Verbundenheit leiten. „Du wirst nicht finden“, heißt es Sure 58,22, „daß Leute, die an Gott und den jüngsten Tag glauben, mit denen Freundschaft halten, die Gott und seinem Gesandten zuwiderhandeln, auch wenn es ihre Väter, ihre Söhne, ihre Brüder oder ihre Sippenangehörigen wären. Gott hat ihnen (ja doch) den Glauben ins Herz geschrieben und sie mit Geist von sich gestärkt“. Unübersehbar gebietet Sure 9,23: „Ihr Gläubigen! Nehmt euch nicht eure Väter und eure Brüder zu Freunden, wenn sie den Unglauben dem Glauben vorziehen!“, und stellt drohend fest: „Diejenigen von euch, die sich ihnen anschließen, sind die (wahren) Frevler.“ Nach

Bindung zu Hilfe, als er das Christentum zur Staatsreligion erhob; und unter Kaiser Theodosius war man dann im Jahr 380 politisch so weit, die ‚katholische‘ Kirche zur allein geltenden Staatskirche des römischen Reiches mit ihrem im Jahr 381 ratifizierten Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel zu erheben.

Unter dem Leitspruch „Gott will es“ und entsprechenden Entgeltverheißungen im Jenseits schlossen sich Christen „Kreuzzügen“ an. Daß man im Namen des rechten Glaubens „Ketzer“ hinrichten und vermeintlich mit dem Teufel im Bunde stehende „Hexen“ verbrennen konnte, geht nicht zuletzt auf extensives Reinheitsstreben zurück. Vom 3.Mose bis Maleachi begegnet im AT der Lutherbibel die archaische Rede vom „ausrotten“ des/der dawider Stehenden.²⁶ Freund oder Feind, gut oder böse – „Das Böse aus deiner Mitte weg[zu]tun“, kann nicht nur das alttestamentliche „Gesetz“ fordern²⁷, es leitet von Anfang an auch christliche Vorstellungen von reiner Gemeinde.²⁸ Nicht von ungefähr gehört zu Lukas’ Zeichnung der Urgemeinde (Apg 5), daß Hananias und Saphira ihre selbstsüchtige Unwahrhaftigkeit nicht überleben.

Setzten sich die „Juden“ klar durch ihre Reinheitsvorschriften von den „Heiden/gojim“ ab, hinterfragt Jesus diese kritisch, indem er zwischen äußerlicher Unreinheit und Unreinheit, die von Innen/von Herzen kommt, unterscheidet.²⁹ Nach Paulus gehören damit zum Christentum übergetretene Juden, die in ihrem Gewissen immer noch alttestamentlichen Reinheitsvorschriften anhängen, zu den „Schwachen“ im Glauben. Internalisiertes hinter sich zu lassen, ist halt nicht so einfach. Darauf Rücksicht zu nehmen, mahnt Paulus die „Starken“ und wehrt damit liebloser oder gar fanatischer Rigorosität.³⁰ Nicht von ungefähr erzählt Lukas nach der Geschichte von der Bekehrung des Paulus in Kapitel 9 dann im

Sure 33,6 steht „der Prophet ... den Gläubigen näher, als sie selber (untereinander), und seine Gattinnen sind (gleichsam) ihre Mütter.“ Den „in der Schrift Gottes“ festgelegten selbstverständlichen Vorzug haben im übrigen „Blutsverwandte“ *nur, wenn* sie ebenfalls Gläubige sind.

26 Siehe z. B. Zef 1,3-6 im Kontext „Tag des Zornes“: „... ich will zu Fall bringen die Gottlosen, ja, ich will die Menschen ausrotten vom Erdboden, spricht der HERR. Ich will ... ausrotten ... die vom HERRN abfallen und die nach dem HERRN nichts fragen und ihn nicht achten.“

27 Siehe. z. B. 5.Mose 13,6 oder 21,21.

28 Vgl. Paulus’ Stellung zu moralischen Verfehlungen in Korinth. 1.Kor 5 schließt mit dem Satz (V. 13): „Die aber draußen sind, wird Gott richten. Verstoßt ihr den Bösen aus eurer Mittel!“

29 Mk 7,15.21.23: „Es gibt nichts, was von außen in den Menschen hineingeht, das ihn unrein machen könnte; sondern was aus dem Menschen herauskommt, das ist's, was den Menschen unrein macht. ... All dies Böse kommt von innen heraus und macht den Menschen unrein. ... von innen, aus dem Herzen der Menschen, kommen heraus die bösen Gedanken, Unzucht, Diebstahl, Mord.“ Mt 23,27: „Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr seid wie die übertünchten Gräber, die von außen hübsch scheinen, aber innen sind sie voller Totengebeine und lauter Unrat!“

30 Siehe Röm 14! Vers 1: „Den Schwachen im Glauben nehmt an und streitet nicht über Meinungen.“ 1.Thess 5,14: „Wir ermahnen euch aber: Weist die Nachlässigen zurecht, tröstet die Kleinmütigen, tragt die Schwachen, seid geduldig mit jedermann.“

10. Kapitel seiner Apostelgeschichte vom Apostel Petrus und dessen die Heidenmission allgemein erschließender Vision. Petrus ist der prominenteste Jünger Jesu. Jesu Kritik am pharisäischen Umgang mit Reinheit bzw. Unreinheit muß ihm gegenwärtig sein. Gleichwohl bedarf es für ihn erst der Audivision und der dreimaligen Aufforderung durch die himmlische Stimme: „Was Gott rein gemacht hat, das nenne du nicht unrein.“

RELIGION/ETHOS/KIRCHE IM KONTEXT DER POLARITÄT VON ICH UND WIR

Über die natürliche Eingebundenheit des Individuums in ein gemeinschaftliches WIR hat Jedermann/frau an Normen der Zugehörigkeit teil. Wie weit oder auch tief diese die individuelle Verfassung/Einstellung bestimmen, hängt jedoch nicht nur von der Bindungskraft der WIR-Zugehörigkeit, sondern auch vom Selbstverständnis des einzelnen ICH ab. Je nach dem, wie jeweils Sein im Wir bzw. Ich-Sein gewichtet wird, gerät auch das Verständnis der Gottes-Beziehung bzw. die konfessionelle Glaubensgestalt. Womit denn auch Aussagen aus dem Kontext des sog. 3. Artikels des Credo zu „Kirche“ und ihren Bedingungen bedeutsam werden. Z. B. begegnet die Überzeugung: „Außerhalb der Kirche kein Heil“, nur dort schlüssig, wo anderen Denominationen bzw. dem einzelnen ICH keine unmittelbare Gottesbeziehung zugetraut oder zugestanden wird.

Man kann sich darüber streiten, ob Religiosität zu den natürlichen Anlagen des Menschen gehört. Auf jeden Fall kommen dem „Menschenkind“ nicht nur allgemeine Lebensnormen, sondern auch konkrete Gestalten gelebter oder nicht gelebter Religion über seine Sozialisation zu. Wie sich das Menschenkind als Individuum persönlich zu diesen stellt, kennzeichnet seinen Entwicklungsstand im Umfeld allgemeiner Entwicklung des Menschenbildes.

Eindeutig begegnen Religion und Ethos auch um politischer Interessen willen miteinander verbunden, wo Römische Kaiser das Christentum zur Staatsreligion erheben. Religion, die fraglos auch die politische/weltliche „Obrigkeit“ als „von Gott gegeben“ ansieht, paßt bestens ins Konzept ungestörter politischer Herrschaft. Wie denn auch die Ansicht, daß es „außerhalb der Kirche“ (und der in ihr gültigen Heilslehre) „kein Heil“ geben könne, bestens ins Konzept religiöser/geistlicher Obrigkeit gehört, die ihre Anhänger an sich binden will. Ringen um den obrigkeitlichen Primat zwischen Kaiser und Kirche führte zum sogenannten Investiturstreit. Daneben erweiterte die sogenannte Renaissance die Perspektiven individuellen Lebens. Es ist ja gar nicht so, daß Weltanschauung und Moral an religiöse Vorgaben gebunden sein müßten. Die Antike kam ohne „Kirche“ aus, die alten Griechen ohne Kaiser und Könige.

Nicht nur die Geisteslage verändert sich, stößt man bis zur Vorstellung füglicher Selbstbestimmung und -verantwortung des Individuums vor und wägt diese gegen die Bedingungen gelingenden gemeinschaftlichen Lebens ab. Auch für sich genommen, d. h. ohne die Gebote zur Gottesbeziehung, leuchten die restlichen

Gebote des alttestamentlichen „Dekalogs“ vor ihrem historischen Hintergrund jedem Verständigen ein. Was „das Gesetz und die Propheten“ hinsichtlich guter Lebensführung fordern, erschließt sich, nach Mt 7,12, für Jesus nicht von ungefähr auch ohne religiöse Voraussetzungen über die sogenannte Goldene Regel. Das verständige Individuum bedarf keiner moralischen Bevormundung. Auch seine Zugehörigkeit zu einer die Gottesbeziehung vermittelnden Institution oder Gruppierung ist nicht unabdingbar („conditio sine qua non“), so direkt wie Gott Menschen unterschiedslos ansieht.

Im 10. Kapitel der Apostelgeschichte faßt Petrus sein Visionswiderfahrnis vor Kornelius mit den Worten zusammen (V. 34f.): „Nun erfahre ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht; sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.“ Welches Herkommen und welcher Stand auch immer das Ansehen eines Menschen definiert – vor Gott gelten einzig persönliche/herzliche Ehrfurcht und Recht tun.

Die Urgemeinde von Apg 5 begegnet idealisch, sozusagen „kommunistisch“ eingestimmt. Mit ihrem Eigentumsvorbehalt hätten Hananias und Saphira auf die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinde verzichten müssen. Daß sie die Zugehörigkeit über eine Lüge zu erschleichen versuchten, disqualifiziert sie auch nach allgemeinem Rechtsempfinden. Über ihren Eigentumsvorbehalt an sich ist damit jedoch nur gesagt, daß er urchristlichen Gemeinschaftsidealen widersprach. Hätte(n) die Christen/Kirche ohne praktische Abstriche an diesen festgehalten, hätte(n) sie niemals Weltbedeutung erlangt. Denn, daß Eigentum Unabhängigkeit sichert, gehört zu den Grunderfahrungen individuellen Lebens.

Wer diese Sicherung aufgibt, gibt natürliche Bedingungen nachhaltiger Selbstbestimmung und -verantwortung auf und tauscht dafür ein Leben in fraglosem Gehorsam gegenüber denen ein, die im WIR-Umfeld das Sagen haben. Weil letztere in der Urgemeinde die Apostel waren, lagen auch von deren geistlicher Autorität her keine Fragen an das System nahe.

SELBSTBESTIMMUNG, ARMUTSIDEAL UND SOZIALWESEN

Schon im Denken und Handeln Jesu begegnet das Ideal der Besitzlosigkeit um des „Schatz[es] im Himmel“ willen fest verankert.³¹ Das AT regelte 5.Mose 15 den Umgang mit den Armen im Volk der „Hebräer“ über das „Erlaßjahr“. Wer in Schuldknechtschaft geraten war, soll in ihm wieder frei [!] werden. Die „Hand nicht zuhalten gegenüber deinem armen Bruder“, ist Gebot. „Almosen“ für die Armen sind dem Frommen selbstverständlich und weisen ihn als solchen aus.³²

31 Siehe Mk 10,17 ff.; Lk 18,18ff; Mt 19,16ff.

32 Ausdrücklich weist Apg 10 Hauptmann Kornelius auch über seine Almosengaben als Frommen aus.

Sie sollen gern gegeben werden³³ – was aber nicht heißt, sich von jeglichem Besitz/Eigentum zu trennen. Die Institution des „Erlaßjahrs“ wehrt gegebenenfalls dauerhafter Verarmung und hat als solche die Bedingungen unabhängiger Selbstversorgung im Blick. „Almosen“ machen demgegenüber alltäglichen Sozialsinn beim Mitgefühl oder auch „Mitleid“ fest.³⁴ Das vorfindliche Standes- und Besitzgefälle zwischen Armen und Reichen grundsätzlich zu hinterfragen, bleibt der Neuzeit vorbehalten. Jedenfalls richtet sich Jesu Augenmerk nicht auf soziale Reformen, sondern auf die mentale Unabhängigkeit von Besitz. Er sieht schon in vorsorglichem Eigentumsvorbehalt irdische Sorge-Zwänge, die von mangelndem Gottvertrauen künden.³⁵ An die Adresse seiner Jünger höre ich ihn (Lk 12,33) sagen: „Verkauft, was ihr habt, und gebt Almosen. Macht euch Geldbeutel, die nicht altern, einen Schatz, der niemals abnimmt, im Himmel, wo sich kein Dieb naht, und den keine Motten fressen.“ Nur wer, wie der Jesus der Geschichte vom „Scherflein der Witwe“³⁶, um höherer Kriterien willen spontan alles weitere außer Acht läßt, kann denen, die „von ihrem Überfluß“ in den „Gotteskasten“ einlegen, die „arme Witwe“ fraglos vorziehen, die „von ihrer Armut ihre ganze Habe eingelegt [hat], alles, was sie zum Leben hatte“.

Vom Überfluß abzugeben verdient kein besonderes Lob. Erst, wo das Abgeben die eigenen Lebensverhältnisse einschneidend verändert und damit die Gestalt echten Opfers annimmt, wächst der „Schatz im Himmel“. Natürlich fällt letzteres – Raffgier muß hier keineswegs unterstellt werden – dem an Reichtum gewöhnten oder vom Reichtum verwöhnten besonders schwer.³⁷ So vergleicht Jesus denn vor dem Gotteskasten sozusagen Äpfel mit Birnen, wenn er die Mangel gewohnte „arme Witwe“ zum Vorbild der Opferbereitschaft erhebt.

1870 machte die christliche Gruppierung der „Heilsarme“ angesichts des sozialen Elends in den Londoner Slums „Suppe, Seife, Seelenheil“ zum Motto ihrer Mission. Die drei „S“ sprechen in ihrer Reihenfolge für ganzheitliche Lebenshilfe. Suppe und Seife verkörpern sozusagen klassische Almosen bzw. Diakonie. Nüchtern auf die „arme Witwe“ am „Gotteskasten“ angewandt, sehe ich sie mit der Hingabe aller ihrer Habe allenfalls eine Weile Eigenständigkeit hinsichtlich Suppe und Seife opfern. Und dies „Opfer“ hat nur dann jenseitiges Gewicht, wenn es ihr persönlich viel ausmacht, von Almosen abhängig zu sein. Sie mag aus frommem (idealisch gestimmtem) Überschwang gehandelt haben. Bedacht

33 Sir 12,3: „Es gibt nichts Gutes für den, der beharrlich Böses tut und nicht gern Almosen gibt.“

34 Das neutestamentliche Grundwort ‚eleämosynä‘ für „Almosen“ leitet sich vom Verb ‚eleéoo‘ = „Mitleid haben“, „Barmherzigkeit üben“ ab.

35 Mt 6,25ff.; Lk 12,22ff.

36 Mk 12,41-44; Lk 21,1-4

37 Siehe die Geschichte vom Reichen, der Jesus fragt, wie er das „ewige Leben“ erlangen kann (Fundstelle s. o. Anm. 31). Sozusagen anständig nach den Geboten zu leben, war für ihn kein Problem. Jesu Ideal völliger Besitzlosigkeit überfordert ihn dann jedoch.

hat sie dabei weder die Regel vom Vermögensverhältnissen angemessenen Almosen³⁸, noch die Tatsache, daß ihr frommes Werk nur auf Kosten anderer Almosengeber möglich ist, welche dann Suppe und Seife finanzieren, für die sie nun mit Sicherheit nicht selbst aufkommen kann.

Indem ich letzteres hervorhebe, bin ich auf der Spur neuzeitlicher Gewichtung individueller Lebensbedingungen. Lange Zeit konnten Theologen anstandslos „verdienstlich“ finden, wo sich ein Mensch in Abhängigkeit von der Fürsorge durch seine Mitmenschen begab. Wenn denn Almosen-Geben zu den frommen Werken gehört, dann braucht es auf der anderen Seite natürlich auch mittellose Arme, die derer bedürfen und damit das fromme (verdienstliche) Werk erst ermöglichen. Nach dieser Himmels-Logik rangieren Bettler/Almosen-Empfänger noch vor den Gebern; und Nehmen erscheint mindestens so „selig“ wie Geben.

Untergründig schwingt hier vermutlich auch Jesu Seligpreisung der „Armen“ mit. Bei Matthäus (5,6) ist ausdrücklich von denen, „die da geistlich arm sind“, die Rede. Bei Lukas (6,20) fehlt dagegen die Einschränkung auf „geistlich“. Womit denn bei ihm auch die besondere Spitze gegen den Hochmut der Pharisäer fehlt, die auf die von Hause aus ungebildeten Armen herabblicken. Lukas' Vision verheißt den Armen generell himmlische Seligkeit sicher nicht zuletzt im Sinne des Armutsideals. Bei Matthäus kommt dabei zum Verzicht auf materielle Güter auch noch der Verzicht auf nur den Begüterten zuzubilligendes Ansehen als Gebildete hinzu. Wie dünn gleichsam um die Armutseligkeit herum die Luft wird, ist spätestens dort nachvollziehbar, wo man sich die Bedingungen eines gängigen Sozialsystems vergegenwärtigt. Auch zu Jesu Zeiten lebt das Gemeinwesen davon, daß eine tragende Mehrheit findet, daß „Geben seliger ... als nehmen“³⁹ ist und „wer nicht arbeiten will ... auch nicht essen [soll]“⁴⁰.

Ich phantasiere: Hananias und Saphira hätten nicht nur gerne weiter selbstbestimmt gelebt, sondern auch Kinder gehabt und diese „studieren“ lassen wollen, ohne deswegen die Gemeindeoberen fragen zu müssen. Bis heute bleibt, nicht

38 Im apokryphen „Buch Tobias“ finden sich etliche Aussagen zum Stichwort „Almosen“. Tob 4,8 lese ich: „Nach deinem Vermögen gib Almosen; auch wenn du nur wenig hast, scheue dich nicht, wenig Almosen zu geben.“

39 Apg 20,35 im Kontext der Abschiedsrede des Paulus in Ephesus, wo er seine eigene Lebenseinstellung (Selbstunterhalt durch eigener Hände Arbeit – nicht via Apostelberuf!) über ein sonst nicht im NT belegtes Jesus-Wort begründet, „der selbst gesagt hat: Geben ist seliger als nehmen.“ – Vgl. Eph 4,28: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit eigenen Händen das nötige Gut, damit er dem Bedürftigen abgeben kann.“

40 Klar schwört 2.Thess 3 seine Leser auf das paulinische Arbeitsethos und gegen billige Nutzung einer „Sozialen Hängematte“ ein. Ich zitiere V. 10-12.: „Denn schon als wir bei euch waren, geboten wir euch: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Denn wir hören, dass einige unter euch unordentlich wandeln und arbeiten nichts, sondern treiben unnütze Dinge. Solchen aber gebieten wir und ermahnen sie in dem Herrn Jesus Christus, dass sie still ihrer Arbeit nachgehen und ihr eigenes Brot essen.“

von eigener Hände Arbeit zu leben, abhängig vom vorfindlichen Vermögensstand bzw. vom Sozialwesen, das sich längst auch um Arbeitsbeschaffung zu kümmern hat. Wie lange lief nicht nur unter handfesten „Arbeitern“ die Rede von den „brotlosen Künstlern“!

Ich stelle das heraus, um zu vergegenwärtigen, wie tief etwa die Vorstellung vom „Schatz im Himmel“ auch in die Organisation des Sozialwesens und damit ins Menschenbild hineinwirkt. Nur, wer freie Selbstbestimmung zum Menschenrecht erhebt, kann, neben dem Recht auf Arbeit, auch das Recht auf Bildung zum Menschenrecht erheben und verläßt damit unweigerlich vermeintlich natürliche bzw. gottgegebene Standesvorgaben.⁴¹ „Armut“ ist von hier aus nicht mehr zu idealisieren. Zu Leitbegriffen entsprechenden Sozialwesens werden persönliche Genügsamkeit im Verbund mit sozialer Gerechtigkeit. Und je nach dem, wie weit der soziale Horizont reicht, reichen dann auch die ethischen Verbindlichkeiten des Einzelnen.

Urtümlich kommt mit der Bindung an eine Konfession/Religion auch die soziale Abgrenzung gegenüber Anders- oder Ungläubigen daher. Was aber nicht heißt, dem (einzelnen) Fremden archaisches Gastrecht zu verwehren. Bewußte Mitmenschlichkeit führt dann einen Schritt weiter. Gal 6,9f. schreibt Paulus: „Lasst uns aber Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten, wenn wir nicht nachlassen. Darum, solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens [Haus]Genossen [οἰκεῖοι].“

Offensichtlich ist die ethische Mahnung bei Paulus nicht nur mit Vorstellungen vom ‚Jüngsten Tag‘ bzw. ‚Gericht‘ verknüpft, sondern er sieht Tag und Gericht im Sinne Jesu (nahe Wiederkunft des ‚Menschensohns‘)⁴² auch ganz nah, d. h. historisch absehbar, vor sich (und seinen Glaubensgenossen). Selbstredend nahm das christliche Abendland die Vorstellungen von Christus als Weltenrichter und von der Gerichts-„Ernte“ am ‚Jüngsten Tag‘ in sein Glaubensbekenntnis auf. Daß sich dabei über die Jahrhunderte alles unmittelbar auch zeitlich Drängende der Gerichtserwartung verflüchtigte, fiel wohl deshalb weniger auf, weil Vorstellungen von Vergeltung und Ausgleich in der Zukunft auch ohne drängende Naherwartung virulent bleiben.

SELBSTÄNDIGES ETHOS – LEITBILD DER MÜNDIGKEIT

Es sprach sich längst herum, daß Ethos selbst ohne „Religion“ und deren Narrative übergreifend zu leben vermag. An die Stelle transzendent besetzter Bilder tritt

41 Fraglos bestätigt der Apostel Paulus diese, wenn er 1.Kor 7,17 schreibt: „Doch soll jeder so leben, wie der Herr es ihm zugemessen, wie Gott einen jeden berufen hat. Und also ordne ich es an in allen Gemeinden.“

42 Siehe mein Skript vom Juni 2020 „Die Rede von der „Auferstehung“ mit Abstand betrachtet“.

dann z. B. das persönliche „Gewissen“ bzw. die internalisierte „Goldene Regel“ (Jesus) oder das „moralische Gesetz in mir“ (I. Kant). Im Kontext bewußten Lebens-in-Beziehung bricht mitmenschliches Ethos keineswegs zwangsläufig zusammen, wo Menschen sich nicht mehr von den Narrativen vom ‚Jüngsten Tag‘, ‚ewigem Leben‘ oder ‚Leben der kommenden Welt‘ gefangen nehmen lassen. Was sie gleichsam in Haft nimmt, kann – von letzteren unabhängig – auch ihr persönliches ethisches Urteil sein. Und dieses bleibt, selbst da, wo Glaubensbilder weiter zum Leben gehören, selbst-ständig, sobald auch die Gottesbeziehung unmittelbar persönlich begriffen wird.

Eindrücklich zeichnet das alttestamentliche Buch Hiob mit der Gestalt Hiobs, wie Selbständigkeit vor Gott aussieht. Auch im schon zitierten Wort Petri aus Apg 10,34f. begegnet mir der Grundsatz unmittelbarer Gottesbeziehung. Daß (für/vor) Gott „angenehm“ ist, „wer ihn fürchtet und Recht tut“, schließt äußere Vorbehalte aus, so gängig sie vom umgebenden WIR her auch sein mögen. Gottesfurcht ist innerliche oder auch Herzensangelegenheit, wie denn auch das Gewissen Herzensangelegenheit ist. Was recht/gut/zuträglich ist, ist nicht mehr einfach von (vorgegebenen) steinernen Gesetzestafeln abzulesen, sondern will selbstverantwortlich erwogen und getan⁴³ werden. So kommt denn mit der persönlichen Gottesbeziehung bzw. dem individuellen Gewissen auch mündige Selbständigkeit des ICH daher und gewinnt zunehmend Gewicht, sobald paternal(istisch)e Gehorsamsforderung – im Verein mit ihr entsprechender Ideologie – die selbst-eigene Verantwortlichkeit nicht mehr überdeckt.

Martin Luther konnte die Geistliche Obrigkeit seiner Zeit von ihrem Thron holen, indem er – kurz gesagt – auf ihre von der „Heiligen Schrift“ geliehene und mißbrauchte Autorität verwies und durch seine Bibelübersetzung jeden, der lesen konnte, in Stand setzte, selbst zwischen Glaubensquelle und Glaubensfolgerungen zu unterscheiden. Auf dem Weg zur religiösen Selbständigkeit waren damit freilich allenfalls erste Schritte getan. Nicht nur, daß ein fundamentalistisches Verständnis der Bibel als „Wort Gottes“ historisch-kritischen Umgang mit ihr verstellen kann. Luthers „evangelische“ Freiheit machte schon bei/vor der Weltlichen Obrigkeit und dem hierarchischen Ständewesen seiner Zeit halt. Und das sollte über eine Theologie der „Ordnungen“ lange so bleiben. Ganz zu schweigen von Luthers Antisemitismus.⁴⁴

43 Vgl. Jesus (Mt 7,16.20) kritischen Verstand voraussetzend: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ – „Es gibt nichts Gutes, außer: man tut es“ (Epigramm von Erich Kästner).

44 Ich zitiere den Historiker Heinrich August Winkler („Wie wir wurden, was wir sind. Eine kurze Geschichte der Deutschen“, C.H. Beck, München 2020, S.18f.): „In dem Pamphlet ‚Von den Juden und ihren Lügen‘ gab Luther 1543, drei Jahre vor seinem Tod, alte Beschuldigungen wieder, von denen er wußte, dass sie nicht zu beweisen waren: Die Juden vergifteten Brunnen und raubten christliche Kinder, um sie rituell zu schlachten. An die Obrigkeit erging die Aufforderung, die Synagogen anzuzünden, die Häuser der Juden zu zerstören, den Rabbinern bei Strafe für Leib und Leben das Lehren zu untersagen, den Juden das Recht auf sicheres Geleit zu nehmen, ihnen die

Das aber heißt: Wenn ich das selbständige mündige ICH in den Rang einer Leitvorstellung erhebe und behaupte, daß dies durchaus Gott genehm sein kann, dann ist dem eine Menge menschheitlicher Entwicklung oder auch Korrespondenz zwischen ICH- und WIR-Erfordernissen auf der Fährte der Goldenen Regel vorausgegangen. ‚Cujus regio, ejus religio‘ (= Die Religion/Konfession bestimmt der Landesherr) von 1555 war einmal. Wenn denn jeder selbst für sein „Seelenheil“ verantwortlich ist, kann von Seiten einer das konkrete Gemeinwesen bestimmenden Verfassung hinsichtlich Religion bzw. Weltanschauung nur noch die unabdingbare Forderung gelten, damit keinem Mitmenschen zu schaden. Da und dort mag die regional gewachsene Kultur dieser oder jener Konfession noch Privilegien einräumen. Diese unbedingt zu erhalten, liegt indes nicht im Zug gerechten Ausgleichs unter Gleichberechtigten. Von daher werden sich z. B. auch die Deutschen „Volkskirchen“ von den Resten konstantinischer Tradition⁴⁵ verabschieden müssen.

WAS SICH INSGESAMT ABZEICHNET

Ich notierte Beobachtungen zur Glaubensprägung – ausgehend vom mir überkommenen Christlichen Glaubensbekenntnis, seinen biblischen Quellen und seinem historisch bedingten systemischen Kontext. Ich tat dies aus der persönlichen Position eines heutigen pastoral-psychologisch gebildeten Seelsorgers mit offenem Visier. Das Unternehmen bliebe unfertig, würde ich nun nicht auch auflisten, was sich daraufhin zum Umgang mit Religion bzw. Glaubensinhalten/-aussagen abzeichnet.

An erster Stelle steht – fast muß es gar nicht erst ausgesprochen werden – , daß die Rede von GOTT die Rede von einem Beziehungsgegenüber ist, das sich nicht „objektiv“ (als „Ding an sich“ etwa via Foto) erfassen läßt, sondern symbolisch bleiben muß und philosophisch ins Reich der Metaphysik gehört. So haftet denn Aussagen über bzw. zu GOTT unabdingbar der Schritt in die Dimension des persönlichen Glaubens bzw. metaphysischer Spekulation an. Was alles hier schon theologisch oder auch philosophisch in der Geschichte der Menschheit abgeschrieben wurde, bekunden Wegemarken der Geistes- und Religionsgeschichte. Die Vorstellung von Gottes Einzigartigkeit als „Höchstes Wesen“ (mit allen diesem zuzuordnenden umfassenden „Eigenschaften“) kennzeichnet den letzten Stand. Wer sich hier ansiedelt, kommt nicht umhin, dem HERRGOTT bzw. seinem Wissen, Wirken und Zulassen auch jegliche Gestalt von Religion bis hin zur „säkularen“ Religionslosigkeit zu unterstellen. Schließt der einzigartige HERR-

Benutzung der Straßen und den Wucher zu verbieten, sie zu körperlicher Arbeit zu zwingen und notfalls aus dem Land zu jagen. Den Christen insgesamt empfahl Luther, sich beim Anblick eines Juden zu bekreuzigen und frei und sicher auszusprechen: „Da geht ein leibhaftiger Teufel.“ Das war „finsteres Mittelalter“. Es lebte nicht nur *in* Luther fort, sondern wesentlich auch *durch* ihn.“

45 S. o. S. 13.

GOTT als „Höchstes Gut“ ein dichotomisches Weltbild bzw. den „TEUFEL“ (als symbolische Verkörperung des Bösen) neben ihm aus, steckt in allem Gegensätzlichen nicht etwa die Aufforderung zu Feindschaft und Vernichtung, sondern die, zu einem besseren Miteinander zu finden.

Aus der Geschichte der Menschheit begegnen Vorstellungen von Machtausübung mit absolutistischer Willkür verbunden. Auch erscheint Erziehung durch „Väter“ ohne „Zuchtrute“ nicht denkbar. So deutlich hier förderlichere Vorstellungen alte Bilder ablösen, so deutlich verändert das auch das Gottesbild, wenn anders heute die Rede vom LIEBEN GOTT lebendige Kraft haben und nicht nur dogmatisch begründet sein soll. Ein lebendiges Gottesbild geht mit der Zeit, und wer den ZEITGEIST dem HERRGOTT kategorisch entgegenstellt, hat sich nicht nur (buchstäblichem) Traditionalismus überantwortet, sondern traut auch Gott nicht zu, daß sein GUTER GEIST auch „in, mit und unter“ dem Zeitgeist wirkt.

Muß ich zur christlichen Glaubensformel Jesus=Christus=Gottes Sohn noch viel sagen? Sobald auch die neutestamentlichen Aussagen von der Gottessohnschaft Jesu von Nazareth als symbolische Aussagen begriffen werden, begegnet in ihnen nicht mehr, aber auch nicht weniger als die Überzeugung von der hervorragenden Nähe Gottes in diesem Jesus.

Für die Christen erübrigt sich damit, im Gegensatz zu den Juden, weitere erwartungsvolle Ausschau nach dem ‚Messias‘=‚Christus‘ als Verkörperung endgültig heilsträchtiger Gottes-Nähe. Selbstredend überholt gleichsam der Jesus zugeordnete Hoheitstitel „Christus“ alttestamentlichen Glaubensstand. Welche weiteren Hoheitstitel das Neue Testament Jesus auch zueignet – alle künden vom Zugang zu Gott über IHN bzw. von Gottes Selbstoffenbarung (besonderer Gegenwart) in Jesus.

Im Einzelnen mag einer nun wahrnehmen, über welche Aussage ihm Gottes Nähe in Jesus am ehesten entgegenkommt. Alle haben ihren historischen Kontext. Die ältesten neutestamentlichen Zeugen, Paulus und Markus, kommen offensichtlich ohne den Mythos bzw. das Narrativ von der Jungfrauengeburt Jesu aus. Daß er/es im kirchlichen Glaubensbekenntnis begegnet, bekundet in besonderer Weise das Bedürfnis, Jesu Gottesbeziehung gleichsam auch objektiv-physiologisch – d. h., mit Paulus zu reden: „nach dem Fleisch“ – fest zu machen. Mag einer heute, gar mit Paulus, die „Zwei-Naturen“-Christologie (und weitere dogmatische „Spitzfindigkeiten“) links liegen lassen⁴⁶, die Osterbotschaft vom „leeren Grab“ bzw. von Jesu Auferstehung am Ausgang seines historischen Lebens hält auf ihre Weise Jesu Gottverbundenheit für den Glauben gegenwärtig.

⁴⁶ Vgl. 2.Kor 5,16: „Darum kennen wir von nun an niemanden mehr nach dem Fleisch; und auch wenn wir Christus gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt so nicht mehr.“

Jesus selbst identifizierte sich ausdrücklich mit dem eschatologischen „Menschensohn“, beschrieb sein Heilandswerk als Erlösungswerk⁴⁷, und sah über seine eigene Auferstehung den ewigen/endgültigen Zugang zum „Vater im Himmel“ offen. Wie deutlich Jesu Vorstellung von seinem Erlösungswerk auch durch das Bild vom „Gottesknecht“ etwa nach Jesaja 53 geprägt war, legte ich schon früher dar.⁴⁸ Wer hier genauer hinschaut, muß dann allerdings auch bemerken, welche dogmatischen Zwänge von einer den Menschen grundsätzlich verhaftenden (Erb)Sünden-Lehre ausgehen und sich dann auch vor jegliche unmittelbare Gottesbeziehung stellen. Eindeutig beherrschen die überkommene Passionstheologie (Stichworte: ‚Gottes Zorn schlägt die Sünde‘ - ‚Lamm Gottes‘ ‚ein-für-alle-mal‘) Grundmotive archaischer Züchtigungs-Pädagogik und bedienen ein Bild von Gott-Vater, das um so unentrinnbarer begegnet, je konsequenter idealische Ausrichtung der Ethik und Versagensbewußtsein zusammengehen.

Jüdischer Glaube hielt angesichts menschlichen Versagens und kaum zu vermeidender Schuldhaftigkeit das jährliche Versöhnungsfest bereit und gewährleistete über die Teilnahme am jährlichen Ritual auch eine von Versöhnungsgewißheit gestützte Gottesbeziehung. Mit der christlichen Vorstellung von „Christus“ als „Lamm Gottes“ wird aus dem wiederholbaren Tieropfer ein zwangsläufig einmaliges Opfer des „Menschensohns“, dessen Totalität dann dogmatisch zwangsläufig auch die Vorstellung totaler Sündhaftigkeit des Menschen und seiner absoluten Versöhnungsbedürftigkeit entspricht. Da ist dann nichts mehr am Menschen, das ohne Christus zur Versöhnung mit Gott gelangen könnte, zumal wenn idealische Ausrichtung⁴⁹ auch die Versöhnung des ICH mit sich selbst fraglos verstellt. Anthropologie, die zur Lehre totaler Sündhaftigkeit (Erbsünde) des Menschen gerinnt, wird nicht nur zum „Zuchtmeister ... auf Christus hin“⁵⁰. Sie entzieht gleichsam auch jeder (relativen) Ruhe des ICH in sich selbst den Boden unter den Füßen und inauguriert damit – bei entsprechender psychischer Disposition – unvermeidlich ein Versacken des Gemüts im Sumpf der Depression.

AM ANTHROPOLOGISCHEN SCHEIDEWEG

Muß ich zum Stichwort depressive Disposition an Friedrich Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ und dessen Ausspruch erinnern: „Bessere Lieder müßten sie

47 Mk 10,45 (Vgl. Mt 20,28): „Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld [‚lytron‘] für viele.“

48 Siehe mein Skript vom Januar 2001 „Zur Frage der Passions-Theologie heute“.

49 Man lese z. B. nur Jesu Bergpredigtwort Mt 5,28 zum „Ehebruch“ mit entsprechenden Augen: „Ich aber sage euch: Wer eine Frau ansieht, sie zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“

50 Siehe Paulus Gal 3,24: „So ist das Gesetz unser Zuchtmeister [‚paidagoogòs‘] gewesen auf Christus hin, damit wir durch den Glauben gerecht würden.“

mir singen, daß ich an ihren Erlöser glauben lerne: erlöster müßten mir seine Jünger aussehen!""? Nicht von ungefähr mündet Arthur Schopenhauers ungefilterte Rezeption der Erbsündenlehre⁵¹ in einer Vorstellung vom ICH als Willensträger, dem von sich aus allenfalls Nicht-O.K.-Gefühle und Resignation bleiben!

Konsequente Erbsündenlehre läßt, volkstümlich gesagt, am natürlichen ICH kein gutes Haar. Das Gebot, den Mitmenschen zu lieben wie sich selbst, läuft damit ins Leere. Denn: wie sollte sich ein moralischer Mensch „selbst lieben“ können, der sich als grundsätzlich „in sich selbst verkrümmt“ (Luther) – und damit zur „Nächstenliebe“ verdorben – sehen muß? So einseitig, wie das ICH im Schatten der (Erb-)Sünde gesehen wird, kann es sich nur über den Kraftakt „rechten Glaubens“ an Gottes Gnade/Liebe aus dem Sumpf seiner Sündenverfallenheit erheben. Martin Luther setzt hier naheliegender Resignation von seiner „Rechtfertigungslehre“ her sein markiges „sündige tapfer!“ entgegen.⁵² Doch welcher Psychologe/Seelsorger wüßte heute nicht, daß depressiver Grundstimmung nicht mit direkten Handlungsaufforderungen zu begegnen ist! Kurz: Ist ein Menschenkind erst einmal im depressiven Sumpf versackt, bedarf es positiver Bejahungserlebnisse in Beziehung – unabhängig von jeglicher Leistung. Daß im Banne depressiver Grundstimmung auch die Aufforderung zum tapferen Glauben als Leistungsforderung begegnet, der zu entsprechen unmöglich ist, offenbart den verhängnisvollen Zirkel. In der Depression vermag ein waches ICH die ‚conditio sine qua non‘ rechten Glaubens (den man eben gehorsam glauben „muß“) nur als Bestätigung eigenen Versagens zu erleben. Erst, wo auch kritische Fragen an das Menschenbild der Erbsündenlehre gleichsam salonfähig werden, transportiert die biblische Botschaft von der „Rechtfertigung“ durch und vor Gott für Menschen im depressiven Sumpf anderes als die Forderung, sich wie der legendäre Münchhausen selbst am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen.

Wie tief sich einseitige Vorstellungen unentrinnbarer Sündhaftigkeit des Menschen christlichem Denken einprägten, spiegelt nicht nur die bis ins 21. Jahrhundert hineinragende Züchtigungspädagogik, sondern auch der Brauch möglichst früher (Säuglings-)Taufe. Daß ungetaufte Tote, d. h. nicht sakramental Christus zugeeignete (und dem „Teufel“ entrissene) Menschenkinder – so „unschuldig“ sie auch scheinen mögen –, nicht „selig“ werden können, schreibt ihre Nicht-O.K.-Konditionierung von Hause aus fest. Wie denn der alte Satz „Wer sein Kind liebt,

51 Ich verweise auf mein Skript von 2015/16: „Weltanschauung‘ im Zeitenwandel“. - In „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung“ nennt Schopenhauer (Dissertation von 1813 a. a. O. S. 138) diejenigen, die das „Christliche Kerndogma, die Lehre von der Erbsünde,“ verspotten, „rationalistische[n] Plattköpfe[n]“. Im übrigen siehe sein späteres Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

52 Dazu eingehender meine Skripte: „Von der ethischen Funktion des Gerichtsmotivs...“ (vom Januar 2014, S.4 u. S. 10) und „Betrachtungen zur ‚Weltanschauung‘ im Zeitenwandel ...“ (von 2015/16, S.41).

der züchtigt es“⁵³, davon ausgeht, allenfalls über Strafangst und Gehorsam seien Menschenkinder auf den rechten Weg zu bringen und zu halten.

Ich mußte mich erst eingehender mit F. Nietzsche und A. Schopenhauer befassen, um gewahr zu werden, wie selbstlaufend solipsistische Sicht des Menschen die urmenschliche Anlage zur Verträglichkeit ausblendet, von der – recht verstanden – ja auch Jesu „Goldene Regel“ ausgeht. Über seine Anlage zur Verträglichkeit und ein von Deformationen freies Beziehungsumfeld ist kein Menschen-ICH zerstörerischem EGO- und anderem ISMUS ausgeliefert, sobald es die lebensförderliche Seite seines Seins im WIR gewahr wird.

Der Kampf gegen die Abhängigkeit von der Seelenheil-Verwaltung durch das katholische Kirchensystem mobilisiert bei Martin Luther soviel aggressive Gegenkräfte, daß er über seine ‚Rechtfertigungslehre‘ allen Sündenskrupeln Melanchthons sein „sündige tapfer ... wenn wir auch tausendmal tausendmal an einem einzigen Tag Unzucht treiben oder töten“⁵⁴ entgegenstellen kann. Daß für Jemanden, der so schreibt, jeglicher moralischer PERFEKTIONISMUS überholt erscheint, springt geradezu ins Auge. Doch mit der rhetorischen Übertreibung bleibt zwangsläufig auch jedes Abwägen im Dienste der ‚Verträglichkeit‘ ausgeschlossen. Wie deutlich dem „protestantischen Kirchenvater“ Luther die überkommene Anthropologie im Verein mit seiner persönlichen Lebensprägung noch den Zugang zu ‚selbständiger Verträglichkeit‘ verstellt, bekundet nicht zuletzt sein unverhohlener Antisemitismus⁵⁵. Differenziert verstandene ‚Rechtfertigung‘ vor Gott erschließt Mut zum konkret immer auch fragmentarisch bleibenden Sein und Handeln (sowohl im ICH als auch im WIR).

Wer Martin Luthers „reformatorische“ Botschaft einfach nur feiern will, wird sich heute auch vergegenwärtigen müssen, daß sich die „Deutschen Christen“ der NS-Zeit bei ihrer Zustimmung zum „Arierparagraphen“, sehr wohl auf Luther berufen konnten. Auch wenn die gängigen Handausgaben der Werke Luthers (von O. Clemen „Luthers Werke in Auswahl“ 8 Bde und K. Aland „Luther Deutsch“ 10 Bde) bezeichnenderweise Luthers Abhandlung „Von den Juden und ihren Lügen“ von 1543 nicht enthalten, sehe ich in dieser keineswegs gleichsam nur einen Altersausrutscher. Luther ist hier durchaus „Kind seiner Zeit“. Als solches konnte er auch in seinem „Großen Katechismus“ von 1529 ausdrücklich mehrfach dafür plädieren, dem jungen Volk Gottes Gebote „ein[zu]bleuen“. Ich zitiere exemplarisch, was Luther zum 2. Dekaloggebot schreibt⁵⁶:

53 Zum Hintergrund siehe meine Skripte „Vom Urgestein paternalistischer Prägung ...“ vom Aug. 2009 und „Bibel und Vätertradition in erwachsener Sicht. ...“ vom März 2010.

54 Aus dem lateinischen übersetzt nach Dietz Lange, Ethik in evangelischer Perspektive, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1992, S. 422.

55 S. o. S. 20 Anm. 44.

56 Nach der Digitalen Bibliothek Band 63 (Martin Luther, Gesammelte Werke, Herausgegeben von Kurt Aland, Berlin 2004, S. 1742.

„Darum sollte man vor allen Dingen das junge Volk ernstlich dazu halten und gewöhnen, daß sie dieses und andere Gebote besonders vor Augen hätten, und wo sie es übertreten, flugs mit der Rute hinter ihnen her sein und ihnen das Gebot vorhalten und immer einbleuen, auf daß sie so nicht allein mit Strafe, sondern zur Scheu und Furcht vor Gott aufgezogen würden.“

FOLGERUNGEN

Kann, wer z. B. von Luthers „Einbleuen“ nichts mehr hält, noch ungebrochener Erbsündenlehre mit all ihren Implikationen folgen? Genau genommen bedarf von diesen befreiter Glaube an den ‚gnädigen und barmherzigen Gott‘ unter dem Ethos der Verträglichkeit nach der Goldenen Regel auch keiner Drohkulisse des Jüngsten Gerichts mehr. Das Narrativ vom ‚Jüngsten Gericht‘ transportiert im Kern nicht weniger, aber auch nicht mehr als die Überzeugung, daß GOTT Ungutes/Ungerechtigkeit genau so wenig gefallen kann wie es Menschen unter förderlichem Ethos nicht gefällt. Alles, was darüber hinaus geht, bedient – kurz gesagt – spontane bzw. unreife Emotionen. Daß diese natürlich auch zum Leben gehören, figuriert Verträglichkeit als Prozeßgeschehen. Entwickelte Verträglichkeit ist Nachhaltigkeitserwägungen (in-Beziehung und Ressourcen betreffend) verpflichtet, und diese greifen kritisch über die Gegenwart hinaus. Steht das ‚Jüngste Gericht‘ für letzte Bilanz, gehört zu ihm auch, sich mit der Fragmentarität sterblichen Lebens und den Grenzen persönlicher Möglichkeiten in Konflikten auszuöhnen. Perfektionistische Vorstellungen, nichts und Niemandem etwas schuldig zu bleiben, sind unrealistisch. ‚Vergebung‘ gehört – nach Jesu Vaterunser-Gebet – zum Leben wie das „tägliche Brot“ und begleitet konstitutiv auch ‚Verträglichkeit‘. Auf welch tönernen/abstrakten Füßen der Glaube an/das Dogma von Gottes Barmherzigkeit bzw. vergebender Liebe stehen kann, wird da deutlich, wo spätestens ernstlicher Zuspruch der Vergebung Gottes nicht alsbald von quälenden Selbstvorwürfen und Gerichtsangst befreit. Nicht minder fragwürdig/inkonsequent erweist sich im gleichen Kontext die Vorstellung, Gott hielte die Hölle für ‚meine und seine Feinde‘⁵⁷ bereit. Reife Verträglichkeit kann den ‚Barmherzigen Gott‘ nicht nur für sich in Anspruch nehmen und eigener Gefühlslage entsprechend instrumentalisieren. Wenn ich mich mit Anders- oder Ungläubigen nicht vertrage, heißt das noch lange nicht, daß sich der HERRGOTT diesen gegenüber in meinem Sinne verhalten müsse. Zumindest gehören für mich „Hölle“ und „ewige Verdammnis“ in die Kiste (auf Gehorsam und Anpassung ausgerichteter) „schwarzer Pädagogik“.

57 S. o. S. 13 zum Heidelberger Katechismus Frage 52. – Wo immer „Orthodoxe“ einzig für sich Wohnung im Himmel bei Gott erwarten, fällt mir folgende Anekdote ein: Andersgläubige kommen im Himmel an. Petrus empfängt sie und geleitet sie in einen Korridor, von dem etliche Wohnungen abgehen (frei nach dem johanneischen Jesuswort (14,2): „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“). Auf eine Tür weisend mahnt Petrus. „Seid vor dieser Tür bitte leise. Dahinter wohnen Orthodoxe. Sie könnten sonst merken, daß sie hier nicht allein sind.“

Desgleichen fällt die überkommene Sühnopfer-Logik in sich zusammen, sobald der HERRGOTT souverän frei von Strafwängen begriffen wird.

Daß dies im Kern dann auch die weitere Christo-Logie berührt, liegt auf der Hand. Um die Nähe GOTTES in Jesus ‚Christus‘ bis hin zum Kreuzesleiden und zum Tod zu glauben/erfassen, braucht es keiner ‚Zwei-Naturen-Lehre‘ oder ‚Jungfrauengeburt‘. Auch GOTTES ‚Geist‘ bedarf keiner ausdrücklichen ‚Person‘-Gestalt, um über das Evangelium Menschen anzurühren bzw. zu „begeistern“.

Hätte menschlichem Geist immer schon symbolisches Begreifen zur Verfügung gestanden, hätten sich längst auch die sogenannte Transsubstantiations-Lehre („Wandlung“ der ‚Elemente‘ Brot und Wein in Leib und Blut Christi) und Auseinander-Setzungen und Zwänge um Abendmahl, Taufe und weitere ‚Sakramente‘ relativiert. In seinem „Sendbrief an Papst Leo X. Von der Freiheit eines Christenmenschen“ von 1520 schreibt M. Luther unter „Zum neunten“ Gebotserfüllung und das Evangelium von der ‚Rechtfertigung allein aus Gnade‘ betreffend: „Glaubst du, so hast du, glaubst du nicht, so hast du nicht.“ Was kann mündige Christenmenschen – Ethos der Rücksichtnahme vorausgesetzt⁵⁸ – daran hindern, den Satz „Glaubst du [Gottes Nähe], so hast du“ auch allgemein auf den Umgang mit den Sakramenten bzw. Ritualen anzuwenden? Geistliche Rituale dienen als Mittel der Vergewisserung und der Einwohnung im tragenden WIR. Traditionsgeladene wie sie sind, können sie im Fortgang der Zeit und der Lebensverhältnisse auch „veralten“ bzw. ihre Trefflichkeit (bis hin zur Perversion!⁵⁹) verlieren. Auf der Spur eines lebendigen Symbolbegriffs erscheint tragende religiöse Gemeinschaft immer auch zur Aktualisierung ihrer Rituale mitsamt der zugehörigen Gegebenheiten aufgerufen.

ZUM HEILS-SYMBOL ‚EWIGES LEBEN‘

Christlicher Glaube mündet nach allgemein gegenwärtigem ökumenischen Glaubensbekenntnis in die Aussagen vom Glauben an die „Vergebung der Sünden, Auferstehung der Toten und das ewige Leben“.

Es entspricht wohl dem Evangeliumskontext der vorhergehenden Aussagen zu Jesus Christus, daß die Gewißheit der ‚Vergebung‘ der Sünden schon vor der ‚Auferstehung‘ zur Sprache kommt. Das mit der Auferstehung zu erwartende „Gericht“ mit seinen Strafgrauslichkeiten erscheint damit schon gleichsam abgehakt. Für Glaubende kann ihrer Auferstehung nur das ‚ewige Leben‘ als Inbegriff des Heils folgen. Jedenfalls hält sich (wohl gemerkt!) das Bekenntnis nicht

58 Was mich, im Gegensatz zu Luthers 2. Kernsatz unter „Zum ersten“, keineswegs unbesehen zum „dienstbare[r/n] Knecht aller Dinge und jedermann untertan“ macht!

59 Für prophetische Kritik daran dürfte exemplarisch schon das alttestamentliche Gotteswort Amos 5,21 stehen: „Ich hasse und verachte eure Feste und mag eure Versammlungen nicht riechen“. Hier meldet sich gleichsam GOTT als Beziehungs-Gegenüber und bekundet, was er nicht (mehr) „verträgt“.

etwa bei einer möglichen (immer noch – wenn auch befristete oder über „Abläß“ gar abzukürzende – Grauslichkeiten bereithaltenden) Zwischenstation läuternden „Fegefeuers“ auf.

Schon an anderer Stelle⁶⁰ handelte ich das Narrativ von der ‚Auferstehung‘ bzw. ‚Auferweckung‘ ausführlicher ab. Sind Gerichtsängste ausgeschlossen, gehört ‚Auferstehung‘ zum ‚ewigen Leben‘ wie der Aufstieg in den ‚Himmel‘ zum ‚Himmel‘ und bezeichnet den Überschnitt über die Schwelle der Sterblichkeit zur ‚Unsterblichkeit‘. Man muß im Alten Testament schon bis zu seinem letzten kanonischen ‚Buch Daniel‘ und zu den ‚Apokryphen‘ vorstoßen, um dort eschatologische Rede vom ‚ewigen Leben‘ im Gegensatz zu ‚ewiger Schmach und Schande‘ (Dan 12,2) zu finden. Der theologischen Partei der Sadduzäer reichte das nicht, um Vorstellungen von Auferstehung bzw. jüngstem Gericht etc. zu entwickeln. Jesus wie Paulus, sind indes ‚pharisäisch‘ geprägt und pflegen auf ihre Weise die entsprechende Eschatologie. So wird denn im Neuen Testament das ‚ewige Leben‘ zur/m gängigen Chiffre/Symbol des ‚Heils‘ bzw. der Glaubenshoffnung von ‚der Seelen Seligkeit‘⁶¹

Kaum zu zählen dürften die Konnotationen sein, die mit dem Wort ‚Leben‘ verbunden sind. ‚Leben‘ mit dem Adjektiv ‚ewig‘ verbunden weckt auf jeden fall noch eine solche Fülle von Konnotationen, daß es kurzfristig wäre, in diesen – neben allem Lichtvollen – nicht auch Schatten zu finden.

Anstelle vom ‚ewigen Leben‘ des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, spricht das ältere Bekenntnis von Nizäa-Konstantinopel vom ‚Leben der kommenden‘ oder auch ‚zukünftigen Welt‘. Daß diese das eschatologische ‚Reich Gottes‘, von dem Jesus sprach, abdeckt, liegt nahe. ‚Welt‘ umgreift im Sinne von ‚Kosmos‘ und der Erinnerung an dessen Schöpfungs-‚Anfang‘ ‚Himmel und Erde‘. Als ‚zukünftige‘ bzw. ‚kommende Welt‘ eignet ihr auch eigene Zeithaftigkeit, was denn die lateinische Fassung des Nicaenums mit der Rede von der ‚vita[m] venturi saeculi‘ ausdrückt. Daß den Vätern des Nicaenums, wenn sie sich die ‚kommende Welt‘ vorstellten, Bilder aus der Offenbarung Johannis vor Augen standen, muß man wohl voraussetzen. Desgleichen dürften ihnen, wo der Seher (Offb 21) ‚einen neuen Himmel und eine neue Erde‘ und dann auch das ‚neue Jerusalem‘ sieht, die alttestamentlichen Verheißungen des dritten Jesaja

⁶⁰ S. o. Anm 1.

⁶¹ S. exemplarisch Röm 5,18.21: Wie nun durch die Sünde des Einen die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, so ist auch durch die Gerechtigkeit des Einen für alle Menschen die Rechtfertigung gekommen, die zum Leben führt. ... damit, wie die Sünde geherrscht hat durch den Tod, so auch die Gnade herrsche durch die Gerechtigkeit zum ewigen Leben durch Jesus Christus, unsern Herrn.“ – Joh 3,16: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. – 1.Petr 1,3ff.: „... Dann werdet ihr euch freuen, die ihr jetzt eine kleine Zeit, wenn es sein soll, traurig seid in mancherlei Anfechtungen, ... wenn ihr das Ziel eures Glaubens erlangt, nämlich der Seelen Seligkeit.“

gegenwärtig sein.⁶² „Erde“ konnotiert Leibhaftigkeit. Selbstverständlich geschieht für den Apostel Paulus Auferstehung leibhaftig. Bei ihm allerdings mit „geistlichem Leib“. Nach Offb 21 gehört für die Gläubigen zur „neuen Welt“, daß sie dort von aller Erdschwere der „alten Welt“ befreit sein werden. „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste [alte Leben] ist vergangen“, lese ich V. 4.

Nach meinem theologischen Kenntnisstand⁶³ wurde die Apokalypse des Sehers Johannes „Ende der Regierungszeit Domitians, also etwa [in den Jahren] 90-95, in Kleinasien geschrieben ..., um die [dort] von vernichtender Verfolgung bedrohten [namentlich genannten] Christengemeinden zum Widerstand und zum Ausharren zu ermuntern und des baldigen Sieges des Christus über die Mächte des Antichrist gewiß zu machen“. Des „Sehers“ Anlehnung an die jüdische Apokalyptik ist bis in Einzelheiten nachweisbar. Auch verwendet Johannes Decknamen, die eindeutig ihren Lebenssitz in der Zeitgeschichte haben und schon von daher keine von Hause aus zeitlose Aktualität besitzen. Was mich heute obendrein von der „zukünftigen Welt“ von Offb 21 entfernt, ist nicht nur die Tatsache, daß inzwischen 2000 Jahre über die eschatologische Naherwartung der Offenbarung Johanns hinweggegangen sind. Auch deren ungebrochene Drohkulisse im Verein mit der exklusiven Bindung ihres Trostgehalts an einen zum Martyrium bereiten Glauben, verträgt sich m. E. nicht mehr mit mündigem Glauben an Gottes souveräne Barmherzigkeit auch gegenüber Menschen, die nicht das Zeug zum Märtyrer haben. Ich zitierte Vers 4. Wenige Verse später (V. 7f.) spricht der Weltenrichter auf seinem Thron:

„Wer überwindet, der wird dies ererben, und ich werde sein Gott sein und er wird mein Sohn sein. Die Feigen⁶⁴ [die dem Martyrium auswichen] aber und Ungläubigen und Frevler und Mörder und Hurer und Zauberer und Götzendiener und alle Lügner, deren Teil wird in dem Pfuhl sein, der mit Feuer und Schwefel brennt; das ist der zweite Tod.“

Daß die Väter des Nicaenums mit der Drohung des „zweiten Todes“ im Kontext ihres Glaubens an die „kommende Welt“ sehr wohl leben konnten, erklärt sich schlicht aus dem Wandel der Verhältnisse zwischen Römischem Staatswesen und Christentum. Wo das Christentum zur Staatsreligion geworden war, wanderte

⁶² Jes 65,17f.: „Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, dass man der vorigen nicht mehr gedenken und sie nicht mehr zu Herzen nehmen wird. Freuet euch und seid fröhlich immerdar über das, was ich schaffe. Denn siehe, ich erschaffe Jerusalem zur Wonne und sein Volk zur Freude. – Jes 66,13: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet; ja, ihr sollt an Jerusalem getröstet werden.

⁶³ Ich halte mich hier an: Feine-Behm-Kümmel, Einleitung in das Neue Testament.

⁶⁴ Der Urtext verwendet hier mit ‚deiloi‘ das gleiche Wort, das Jesus in der Geschichte von der „Stillung des Sturmes“ (Mk 4,40; Mt 8,26) benutzt, um die „Furchtsamkeit“ bzw. den „Kleinglauben“ der Jünger zu hinterfragen.

Martyrium um des Glaubens willen aus erfahrbarem Leben in Vorbildgeschichten ab. Der mutige Martin Luther mag, zumal mit seinem Rechtfertigungsglauben im Rücken, auch an die Märtyrer von Offb. 21 gedacht haben, als er die 4. Strophe seines Liedes „Ein feste Burg“ (EG 362) dichtete. Der fromme Jochen Klepper⁶⁵ gesteht in seinen Tagebüchern, daß sein Glaube nicht dazu reicht, auch „Kind und Weib“ dahin fahren zu lassen, und wählt den Suizid mit Weib und Kind. Ohne tragenden Glauben an „das Reich“, das „uns doch bleiben“ muß, ja erst recht, wenn es, gewissenhaft genommen, auch nur ‚Hölle‘ und „zweiten Tod“ bringen kann, lockt Suizid mit der Vorstellung, Leid, Geschrei, Schmerz und Todesängste des gegenwärtigen Lebens wenigstens selbstbestimmt hinter sich zu bringen.

Wie viel Vorstellungen von der „kommenden Welt“ mit Unerledigtem zu tun haben, verhandelte ich schon an anderer Stelle. Sobald ich mich dort einfühle, wo ein Mensch erklärtermaßen⁶⁶ „alt und lebensatt“ gestorben ist oder auch aktuell kundtut, daß er „genug vom Leben hat“ und lieber heute als morgen stirbt, taucht bei mir auch die Frage auf, unter welchen Voraussetzungen dann das „ewige Leben“ des Apostolischen Glaubensbekenntnisses noch attraktiv sein kann. Wie vielen Menschen reicht hier einfach die Vorstellung, dann „in Frieden [zu] ruhen“! Auch wo „der Seelen Seligkeit“ zum Inbegriff des „ewigen Lebens“ wird, geht es mit dieser ‚Seligkeit‘ letztlich darum, „seinen Frieden gemacht“ und / bzw. Teil zu haben an unvergänglichem Frieden.

Das erste, was mir aus dem Bild vom unvergänglichen Frieden entgegenkommt, ist die Abwesenheit von feindlicher Gegnerschaft, Überlebenskampf, Krieg und Siegesforderung. Unvergänglicher Friede überholt nicht nur den „Krieg“ als „Vater aller Dinge“ (Heraklit), sondern auch alle dem entsprechende Rhetorik.⁶⁷ Zum Wesen unvergänglichen Friedens gehört unangefochtene ‚Verträglichkeit‘. Wenn der Apostel Paulus im Kontext seiner eschatologischen Schau 1.Kor 15,26 feststellt: „Der letzte Feind, der vernichtet wird, ist der Tod“, liegt er damit offenkundig weitab von allen, denen der Tod (längst) zu „des Schlafes Bruder“ geworden ist. Wie denn auch Paulus’ später (V. 54f.) folgendes Prophetenzitat: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg“ und sein Ausruf: „Tod, wo ist dein Sieg? Tod⁶⁸, wo ist dein Stachel?“ noch ganz einer Rhetorik entspricht, die gleichsam auf Krieg bzw. Ver-Nichtung des Gegners – hier in Gestalt unentrinnbarer Sterblichkeit – eingestellt ist. Nur, wo der Tod als „der Sünde Sold“ bzw. „Sündenstrafe“ verstanden wird, muß er unweigerlich als Feind ver-

65 Siehe dazu mein Skript „Jochen Klepper ...“ vom Okt 2018.

66 Fünf mal ist im AT ausdrücklich davon die Rede – zuletzt im Buch Hiob. Sogenannte „Patientenverfügungen“ dokumentieren: unter welchen Bedingungen man auf keinen Fall sein Leben verlängert haben will.

67 Eingehend dazu mein Skript vom Okt. 2020: „Überholte Weltverachtung und Kriegsrhetorik ...“.

68 Ältere Versionen der Lutherbibel sprechen hier im Gegensatz zum Urtext von „Hölle“.

standen werden, und in Todesfurcht brütet Höllenangst. Es ist die Erbsündenlehre im Verbund mit schwarzer Pädagogik, die dem Tod als Naturphänomen endlichen irdischen Lebens gleichsam den Leitstachel („kentrón“) unerledigter Versöhnung mit GOTT einpflanzt und Paulus' dringende Ausführungen (2.Kor 5,11ff.) zur Versöhnung mit Gott IN CHRISTUS begründet.

Lasse ich die Zwänge von Erbsündenlehre und Zuchtpädagogik draußen vor, wird Jesu Christi Leiden und Sterben zum Paradigma der Nähe Gottes zum Menschen auch und gerade da, wo Gott gänzlich fern scheint. Wo auch immer Mühsal, Leiden und Tod mit Gottesferne konnotiert begegnen, können sie das nun allerdings nicht mehr von GOTT her sein. Erwachsene Sicht ordnet sie nüchtern/realistisch den Schattenseiten lebendigen kreatürlichen Lebens bzw. der Natur zu. Und Finsternis, die darüber hinausgreift, ist ebenso nüchtern auf schuldträchtige Unverträglichkeit in-Beziehung zurückzuführen. Bis heute werden hier, weniger nüchtern, „Teufel“, „Satan“ oder „der böse Feind“ ins Spiel gebracht. Tiefer bzw. psychologisch geschaut, erscheint damit aber nur das im menschlichen Selbst wohnende Potential zu Selbstverabsolutierung bzw. starrer Unverträglichkeit gestalthaft „abgespalten“.

Griechische Weisheit hält seit Mitte des 5. Jh. v. Chr.⁶⁹ (an einer Säule des das Orakel bergenden Apollontempels von Delphi) die Aufforderung „Erkenne dich selbst“ bereit. Für mich steht diese Aufforderung unabdingbar über dem Weg zu reifer Sicht des Lebens, zu dem, individuell er-lebt, natürlich auch sein Ende im Tod gehört.

Je weniger hier bewußt und geklärt ist, desto deutlicher tritt angesichts definitiven Todes Unerledigtes hervor. Wie viel ideali(sti)sche Prägung/Ausrichtung samt ihr eigenen Dilemmata dabei mitwirkt, ist ein Kapitel für sich. Nicht nur der Tod, der als „zu früh“ kommend empfunden wird, zeitigt Trauer um „ungelebtes Leben“ und vergegenwärtigt Versäumnisse in-Beziehung. Zumal, wo Trauer um ungelebtes Leben dann auch zum Zorn konvertieren kann, schreit das Gemüt („die Seele) geradezu nach Trost bzw. Beschwichtigung. Und die kommen dann am ehesten über die (Glaubens-)Vorstellung vom unbefristeten „ewigen Leben“ zu, das „im Jenseits“ Erfüllung bereit hält.

Immanuel Kant kam hier seiner Zeit auf aufklärendem Weg zu seinen „Postulaten der Praktischen Vernunft“. Und diese waren – bei seinem idealischen Begriff moralischer Pflichten – auch für zwingende Vorstellungen richterlicher Wägung von Gut und Böse und Ausgleich im Jenseits offen. Ich finde/glaube/denke: In der Botschaft/im Narrativ von Gottes Nähe (in Christus) ruhende „Aufklärung“ mündet in ein Verständnis vom „ewigen Leben“ (als Symbol fürs „Jenseits“), das von schlichter Geborgenheit im HERRGOTT bestimmt sein darf. Daß der Herrgott sich „aller erbarmt“ (Röm 11,32), entspricht seinem unermeßlichen

⁶⁹ S. dazu Wikipedia.

Horizont⁷⁰, und dem entsprechend gehören dann auch unangefochtene Verträglichkeit und Frieden ohne Schatten in das Gefäß besagten Symbols. „Der Seelen Seligkeit“ kann ich dagegen in diesem Gefäß nur finden, so lange diese nicht mit abwegigem individualistischem Triumph exklusiver Gottesbeziehung und Verachtung „der Anderen“ aufgeladen begegnet.

Nicht zuletzt fühlt sich, was das Symbol vom ewigen Leben umschließt, im uralten Sinn heimatlich an. „Heimat“ steht hier für ungebrochene Geborgenheit in-Beziehung und das Gegenteil von Verlorenheit. Wenn Paulus (Phil 1,23) schreibt, er „habe Lust, aus der Welt zu scheiden und bei Christus zu sein, was auch viel besser wäre“, versteht er auf der Folie seines Alltags schon das „irdische“ Leben als Sein in der Fremde⁷¹. Wie denn Sehnsucht nach der „himmlischen Heimat“ dann auch die Christliche Tradition durchzieht.⁷² Daß diese dann auch „Weltflucht“ zeitigt, ist indes keineswegs zwingend, sobald die „Welt“ nicht einseitig gesehen wird und dem Erdenbürger über seine Verträglichkeit zugetraut wird, sehr wohl auch im irdischen Leben Heimat in mancherlei Gestalt zu finden oder einzurichten.

ZUM ABSCHLUSS

Mein kritischer Gang am überkommenen Glaubensbekenntnis entlang endete bei Erwägungen zur Rede vom „ewigen Leben“ und beim Stichwort „(himmlische) Heimat“. Nicht nur von der Bibel her begegnet in „Heimat“ der Gegensatz/das Gegenbild zur „Fremde“. Wo auch immer Sentimentales greift, verbindet sich Heimat mit Zuneigung und Fremde bzw. Fremdes mit Abneigung oder gar Abwehr. Sobald der Gottesbegriff vertraute Religionsprofile übergreift und damit auch Fremden Heimat bei GOTT zugestanden werden darf/ muß⁷³, taut nicht von ungefähr auch das kategoriale System gleichsam aus seiner Eisesstarre auf. Uran-

⁷⁰ Nach Lk 23,34 betet Jesus während sie ihn kreuzigen: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Nur Lukas berichtet dies Gebet. Und auch in „wichtigen Handschriften“ des Lukas-evangeliums fehlt es. Es sei später hinzugefügt, um der „menschlichen Freveltat ... das göttliche Verzeihen gegenüber“ zu stellen, wähnt Ernst Haenchen (in: Der Weg Jesu. Eine Erklärung des Markus-Evangeliums und der kanonischen Parallelen, 2. Aufl., W. de Gruyter & Co, Berlin 1968, S. 529). Es sei „später“ vom Abschreiber „gestrichen worden, vielleicht, weil diesem die Schuld an der Kreuzigung Jesu unvergebbar erschien“, vermutet Ulrich Wilckens (in: Das neue Testament übersetzt und kommentiert von Ulrich Wilckens, Furche-Verlag, Hamburg, 1970, S. 301). Wie auch immer man sich Jesu Vergebungsbitte von Lk 23,34 nähert – sie liegt weitab vom überkommenen Sühnopferkonstrukt der christlichen Tradition.

⁷¹ Vgl. 1.Petr 1,17: „...so führt euer Leben in Gottesfurcht, solange ihr hier in der Fremde weilt“.

⁷² Siehe EG 124,1: „Nun bitten wir den Heiligen Geist um den rechten Glauben allermeist, daß er uns behüte an unsern Ende, wenn wir heimfahrn aus diesem Elende.“ – EG 517,1f: „Ich wollt, daß ich daheim wär und aller Welte Trost entbeh. Ich mein, daheim im Himmereich, da ich Gott schau ewiglich ...“

⁷³ Selbst da, wo diese von sich aus keine Gottesbeziehung sehen/wahrnehmen.

lage wie Zumutung der „Verträglichkeit“ kommen in die Betrachtung des Lebens als Weg des ICHS in-Beziehung mit ein. Die erste Heimat, die das werdende ICH umgab und prägte, kann, ja muß diesem gegebenenfalls mit wachsender Selbstständigkeit fremd werden. Wie denn auf der anderen Seite Ent-fremdung der/des Fremde(n) zu jeder räumlichen oder geistigen Horizonterweiterung gehört. Die Vorstellung, „Heimat“ (und zugehörige Folien des „Fremden“) ließe sich gleichsam vererben, kann nur auf dem Acker der Sünden wider den Geist lebendigen Lebens wachsen. Von daher rührt auch der Irrtum, Tradition könne (unbegrenzt) dauerhaft über Generationen hinweg heimatliche Geborgenheit vermitteln. Sie kann es so wenig, wie lebendiges Leben ohne Innovation oder auch Ablöse von Generation zu Generation gedeihen kann.

Auf der Spur dieser Einsicht wachsen Individualitätsbegriff und ICH-Bewußtsein. Auf dieser Spur werde ICH auch gewahr, daß Fragmentarität unumgänglich zum individuell zugemessenen Leben gehört. Wenn denn die Vorstellung völliger Geborgenheit bei GOTT heimatlich anmutet, dann hat das Heimatliche hier – angelehnt etwa an Ps 131,2⁷⁴ – Züge ertümlichst unangefochtener Geborgenheit des Säuglings im Arm seiner Mutter. Dergestalt aller Umtriebe und alles Kümmerens enthoben, fallen auch Fragen zum „Jenseits“ dahin, wenn ICH diese denn loszulassen und dem LIEBEN GOTT zu überlassen vermag.

Nach Jesu Worten⁷⁵ eignet dem Glauben (an das „Reich Gottes“ bzw. einen Platz in ihm) essentiell Kindhaftes. Einerseits kann ich das nachvollziehen. Andererseits gehört zu meinem ICH auch, was mich zum selbstständig fragenden Erwachsenen machte⁷⁶ und not-wendig über kindhafte Naivität/Unbesorgtheit oder auch Fügsamkeit (in überkommene Denkleise) hinaus geht. Dieses ICH braucht ein weiterreichendes Bild für Geborgenheit bei GOTT als das der ersten Lebensphase verhaftete von der bergenden Mutter. Wie auch immer sich dieses Bild anschaulich fügt: Unter dem (Bild vom) bergenden Schirm des ‚Allmächtigen‘ und souverän ‚Barmherzigen‘ kann ICH IHM nicht entwachsen und stimme wohl-gemut meiner Vergänglichkeit zu.

74 „Ja, ich ließ meine Seele still und ruhig werden; / wie ein kleines Kind bei seiner Mutter, /wie ein kleines Kind, / so ist meine Seele in mir.“

75 Siehe dazu Mk 10,15; Lk 18,17; Mt 18,3; 19,14.

76 Ich denke da etwa an Paulus 1. Kor 13,11 „Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war.“ Schau ich bei Paulus genau hin, nehme ich dabei allerdings auch wahr, daß seine Position jenseits des „Kindlichen“ paternalistisch geprägt begegnet, d. h. – nach transaktions-analytischem Personmodell, das zwischen Kind-, Erwachsenen- und Eltern-ICH unterscheidet – dem „Eltern-ICH“ zuzuordnen ist, für das „Emanzipation“ ein Fremdwort bleibt.– Zu besagtem Personmodell siehe eingehender mein Skript von 2015/16 „Weltanschauung‘ im Zeitenwandel“.